Ld, 3: 57

Erzählungen

von

der Verfasserin von Juliens Briefen.

Braunschweig,

gedruckt und verlegt

von Friedrich Vieweg.

1821.

Inhalt.

Seite

1. Viola (Mährchen) 1
2. Sudliebe (wahre Begebenheit) 43
3. Die Sängerin (wahre Geſchichte) 105
4. Die Großmutter (wahre Geſchichte) 131
5. Die Zigeunerin (wahre Begebenheit) 153
6. Die Männerfeindin 177
7. Die Chriſtbeſcherung 339

Viola.

Mährchen.

„Blickst Du wieder so sehnsüchtig über das Meer, Viola! hin in die ferne Weite, wo das Geschlecht der armen Sterblichen wohnt?“ sprach die Fee Miranda zur jungen Tochter, die in den paradiesischen Gefilden der mütterlichen Zauberinsel oft und gern am schönen Ufer des Meers lustwandelte. „Schon erblicke ich Dich öfters hier an stillen Abenden. Hüte Dich, Kind, vor schädlichen Menschen, eitlen Träumen! Du gehörst zu dem Geschlecht der Halbgötter, und von jenem kaum empfundenen Augenblick des Daseyns, welchen das Menschengeschlecht Leben nennt, ist unseres so verschieden, daß es heilsam ist, nie Gemeinschaft mit jenen Vergänglichen zu haben. Ergreife lebensfroh jede Freude unserer höheren Natur und ihrer Wunder; — selbst zu schaffen und mit allen Geschöpfen ihren Genuß zu theilen, ist uns gege-

ben. Schaukle Dich in einem Rosenblatte auf dem Wasserstrahl der Fontaine. Belebe die Sandkörner des Bodens, laß sie als bunte Käfer und schillernde Libellen fliegen, als Räupchen und Ameisen sich fortbewegen. Sei bald Honig suchende Biene, die sich in jedem Duft der Blüthen berauscht, bald Schmetterling, der auf tausend Blumen sich wiegt. Spiele jedes süße Spiel, was ich Dich lehrte. Oder erfinde Neues, Schöneres, durch die Entwicklung der Zauberkräfte Deiner hohen Natur. Entreiße dem Schmetterling die azurblauen Flügel, und befestige sie an Deinen schneeweißen Schultern. Fliege mit dem Vogel um die Wette in dem blauen Aether. Fess'le das weiße, glänzende Taubenpaar, und laß Dich von ihm im Kelche einer Rose durch die Lüfte ziehen. Gebiete dem königlichen Adler, Dich zu der Sonne zu tragen. Laß die Berge sich Dir öffnen, und schau' ihre Schätze in der wundersamen Gestaltung der Erze. Sieh' die Entstehung der Quellen, der Flüsse, der Seen. Belausche die geheimen Triebfedern des Wachsthumes und der Fruchtbarkeit. Tauche auf den Grund des Meeres — ein wei-

tes Wunderreich ist auch dort Dir geöffnet, dessen Unerschöpflichkeit, gleich der der Erde, Du in Jahrhunderten nicht ausschöpfest, um Dich zu unterhalten und zu belehren, und Deine Macht über die Natur zu begründen. Leichte Spiele wechseln auch da mit ernstern Beschäftigungen. — Laß Dich, in den schönsten Muscheln und Ammonshörnern der Meerestiefe, in den lauen Nächten von deinen singenden Schwänen über die tiefen Fluthen hinziehen; und sieh' jedes noch nie gesehene Land, in nächtlicher Ruhe, im Zauberspiegel, welchen Du aufstellst: — nur laß, laß den sehnsüchtigen Blick ruhen, der auch jetzt wieder in die dunkle Ferne gleitet! O so blickte Dein Vater, als er mein Herz mir stahl, und mit ihm die mächtigste Gewalt über das Reich der Geister. Um Dich zu sichern, machte ich es, Du weißt es, jedem Sterblichen unmöglich, diese Insel zu sehen, und weithin sichert meine Kunst dies Land vor jedem Einfluß. Ihre Fahrzeuge halten nicht aus auf diesem stürmischen Ocean, der uns umgiebt. Ach, ich weiß es aus Erfahrung, wie die Liebe zu einem Sterblichen uns grenzenlos elend macht;

und früh genug hob ich jede Gemeinschaft auf, um nicht tiefer zu sinken, und meine göttliche Abkunft und die Unsterblichkeit zu retten. Kostet mir doch ein schnell verblühtes Glück des Herzens das schönste Kleinod meiner göttlichen Natur, ewige Jugend."

Mit Augen voll Thränen warf sich Viola an der Mutter Brust, und rief: „o erzähle, erzähle! Längst versprachst Du es mir!"

„Du forderst viel, Viola! Deine Mutter soll Dir ihre Schwäche enthüllen; doch um Dich zu sichern, sei es."

„Mein Vater war König der Elfen, meine Mutter eine der mächtigsten Feen. Mein Vater hatte dem Kaiser des Orients Verbindlichkeiten, und lebte mit ihm in einiger Verbindung. Er war überhaupt ein Freund der Sterblichen, und verließ oft sein großes Reich, um ihnen beizustehen. Meine Mutter dagegen konnte nur selten ihren Widerwillen bezwingen, und war besonders eifersüchtig auf jede liebenswürdige Sterbliche, in deren Nähe der Gatte sich befand; so auch auf die schöne Kaiserin. Diese hatte einen Sohn, der

beider Eltern höchstes Glück war; doch beunruhigte die Mutter eine Prophezeiung eines alten Sehers, daß ihr Sohn zu sehr seltsamen, wunderbaren Schicksalen bestimmt sey, und nur der größte Verstand, die vollkommenste Geistesruhe und Selbstbeherrschung würde ihn dagegen schützen. Um die Mutter zu beruhigen, fragte der Vater den König der Elfen um Rath; und dieser erbot sich, den Sohn im Reiche der Feen von den vollkommensten Geistern erziehen zu lassen, um sich durch eine höhere Ausbildung, als sonst einem Sterblichen zu Theil werde, sich als seines Schicksals Meister zu zeigen. Dieser Vorschlag wurde mit Dank angenommen, und den treuesten Geistern der vierzehnjährige Jüngling vertraut."

„Meine Mutter, die in dem schönen, klugen Knaben immer einen Sohn meines Vaters zu erkennen glaubte, wurde wüthend bei seinem Eintritt in das Geisterreich, und schwur Rache; um sie aber besser üben zu können, verbarg sie sorgfältig ihre Wuth, und beschloß, heimlich auszuführen, was, hätte der von ihr leidenschaftlich geliebte Gatte es ahnen können, ihn von ihr entfernt haben würde."

„Mich bestimmte sie zu dem Werkzeug ihrer Rache. Sie hatte mich stets im Hasse gegen das menschliche Geschlecht erzogen, doch des Vaters Lehren stritten dagegen; ihn sah ich selten, sie war stets um mich, und verbarg, wenn er bei uns war, ihre Gesinnungen über den Gegenstand. Sie wußte immer mehr meinen Stolz zu entflammen, und mir die Würde unserer höhern Natur so anschaulich zu machen, daß die Menschen mir wie Insecten erschienen, und ich verachtend auf alle herabsah.“

„Sie verbarg mich sorgfältig vor den Augen des Prinzen, der von den besten und weisesten Lehrern umgeben, erzogen wurde. Erst als sich die Zeit seiner Abreise näherte (er besuchte oft seine Eltern, kehrte aber bald zu seinen Lehrern zurück), erst da führte sie ihn, in Abwesenheit des Vaters, zu mir. Sie unterrichtete mich von ihrem Plane nicht ganz, doch wußte ich, der Prinz sollte die Macht meiner Reize kennen lernen, weil er, beschuldigte sie ihn, die Sterblichen den Feen vorzöge; aller Stolz meiner Geburt empörte sich dagegen.“

„Meine Mutter ließ mich in der Nähe eines Wasserfalles, in einem herrlichen Garten, den der Prinz mit seinen Eltern bewohnte, einschlummern, und sorgte für jeden Zauberreiz meiner Umgebung. Der Prinz ging gern einsam spaziren; er war ernster, geistiger und für höhere Schönheit, durch die Erziehung im Geisterreiche, empfänglicher, als sonst Sterbliche sind.“

„Er sah mich, und eine nie gekannte Leidenschaft bemächtigte sich seiner Seele. Seine Ehrfurcht (er lag anbetend zu meinen Füßen, als ich erwachte) gewann ihm mein Wohlwollen, und seine Liebenswürdigkeit und Demuth rührte mein Herz. Er fühlte es durch seinen Umgang mit höheren Geistern sogleich, daß ich zu diesem Geschlecht gehörte, und bot mir sein Leben und seine Anbetung für immer dar. Er wolle ganz sich mir weihen, und wünsche (wenn auch als der geringste meiner Sclaven) nur immer in meiner Nähe bleiben zu dürfen.“

„Dies hörte meine Mutter triumphirend an. Sie trat hervor, und versprach, ihn sogleich mitzunehmen, wenn er treu jeden ihrer Winke befolgen

wolle. Er versprach es, und sie freute sich über den Schmerz ihrer vermeinten Nebenbuhlerin, wenn ihr Sohn verschwunden seyn würde. Der Prinz begleitete uns, und wurde nun der Sclav ihres und meines Willens. Die niedrigsten Arbeiten, die drückendsten Geschäfte mußte er auf ihren Befehl verrichten, und sein Lohn war, bei Tische uns aufwarten zu dürfen, oder wenn sie oder ich Mittagsruh hielten, mit einem großen Schmetterlingsflügel uns Kühlung zuzuwehen."

„Mein Vater verlangte in wichtigen Angelegenheiten den Beistand meiner Mutter. Er war schon sehr lange abwesend, und nun mußte sie mich verlassen; doch meinte sie meinem grenzenlosen Stolze mich überlassen zu dürfen, und sie hatte wohl recht! nur bedachte sie nicht, daß es eine Macht giebt, die mächtiger als jede, die ganze Natur beherrscht, und ihr Gesetze giebt, denen selbst der Olymp gehorchen mußte — die Liebe!"

„Einst als ich in einer Geisblattlaube schlief, und knieend, wie immer, der Prinz mir Kühlung zufächelte, übte die Leidenschaft ihre höchste Gewalt über ihn, — willenlos fühlt' er sich hingerissen

— und drückte einen langen glühenden Kuß auf die Lippen der Schlafenden. Durch einen höheren Zauber fühlt' ich mich verwandelt beim Erwachen, — der Kuß hatte mich erweckt, und ich sah nun in die schönen von Sehnsuchtsthränen glänzenden Augen, die fest auf mich gerichtet waren: — so blickteſt auch Du in die Ferne. — „„Einmal war ich glücklicher als alle Götter und Sterbliche!““ rief der Prinz in seliger Trunkenheit. „„Vernichte mich nun, Du, die ich mehr als mein Leben liebe; ich bin bereit zum Sterben, könnte ohne Dich das Leben doch nicht länger ertragen.““

„Ich breitete meine Arme aus, und er sank an mein laut klopfendes Herz. Dies Götterglück strafte das Schicksal sehr hart. Er schwur, mich ewig zu lieben, und ich glaubte es auch versprechen zu können, und vergaß die Gesetze des Geisterreiches. Die Natur war mächtiger, doch konnte sie jene in ihrer Ausführung nicht stören. Das Glück unsrer Verbindung war kurz. Meine Mutter überraschte uns, und ahnte sogleich Alles. Ihre Wuth kannte keine Grenzen. Ich rief händerin-

gend den Beistand des Vaters an; doch kam sie mir zuvor, mit ihrem schrecklichen Stabe meinen Gatten berührend; er erstarrte sogleich. Doch in dem Momente erschien der König der Elfen, und gebot ihr, mit ihren Strafen einzuhalten. Er breitete den Elfenschleier über den Erstarrten, und schützte so sein Leben; doch blieb es im Zauberschlafe gefesselt ohne Bewegung."

„„So soll er schlafen,"" rief sie, „„bis ein Mann erscheint, der ohne Unterweisung der Geister ganz Geist ist, und alle die Eigenschaften besitzen wird, welche Du ihm geben wolltest. Der durch sich selbst König ist, doch der Geringsten Einer durch seine Geburt — ein Weib findet, die Schönheit, Hoheit, Macht und Unsterblichkeit opfert, um ihn anzubeten und zu lieben."" —

„„Halt ein, Hekuba!"" rief mein Vater. „„Ich kann nicht vernichten, was Deine Geisterworte beschworen; doch die Natur, mächtiger als diese, wird sie entkräften, wie bei dem Schicksal unserer Tochter. Sein eignes Blut soll ihn neu beleben, und was er durch Liebe verbrach, was seine Strafe war, sey auch seine Rettung. Liebe

heißt das höchste Gesetz. — Einst wird es auch in der Geisterwelt alle Fesseln lösen, alle Riegel sprengen und ewig Harmonie und Einheit durch die Reihe der Wesen führen. Die Geister der Rache werden untergehen, und nichts dann bestehen, als ewige Liebe unter einander. Bis dahin siehst Du mich nicht wieder, und bist in Deine Zauberwelt gebannt; doch auch ich selbst habe ein gleiches Schicksal, durch meinen Ausspruch Deiner Strafe.""

""Miranda behält die von uns geerbte Macht unbeschränkt. Doch nach den Gesetzen der Geisterwelt hat sie ihre ewige Jugendschönheit durch die Verbindung mit einem Sterblichen eingebüßt, aber nicht ihre Unsterblichkeit ihm geopfert; denn sie blieb stets stolz auf die Würde ihrer Abkunft, und theilte nie ihre ganze Seele, liebte sich stets mehr, als ihn. Das Kind, welches unter ihrem Herzen schläft, wird uns, will es das Schicksal, einst versöhnen und mit ihr wieder vereinen. Auf der Zauberinsel soll ihre Tochter wohnen; sie soll sie alle neun Monate nur einen sehen dürfen, und dann bei ihr leben. Größer als sie selbst, wird

das Kind werden können, und Groſses hat das Schickſal mit ihm vor; doch darf ſie es nicht erziehen, nur warnen, und der Natur ſey es an die Mutterbruſt gelegt. Erſt nach dem vierzehnten Jahre werde ihm das Reich der Geiſter geöffnet, und der vererbte Zauber der Großeltern und Eltern ſey vereinigt, und werde vom freien Willen entwickelt und vervollkommt. Unabhängig von der Mutter, ſey die Tochter, da ihre Mutter ſich von dem Gehorſam gegen die eigne entband.""

„„Doch,"" ſetzte die Mutter hinzu, „„Du Miranda, darfſt ſie und ihr Geiſtererbe durch jeden Zauber ſchützen."" Beide verſchwanden."

„Und wo, wo iſt mein Vater?" fragte Viola in Tönen der innigſten Liebe.

Finſter erwiederte Miranda: „Seinem Reiche übergeben, regiert er, wenn auch ſchlafend, durch die Miniſter, die der König der Elfen bei ſeines Vaters Tode durch ihn anſtellte. Geht es doch in vielen Reichen ſo, daß ihr Regent, lebendig todt, durch nichts wirkt, als durch ſeinen Namen."

„Werde ich ihn nie ſehen, nie umarmen dürfen?!"

„Rede nicht von ihm," sagte die Mutter streng. „Durch ihn verlor ich Eltern, die Gabe ewiger Jugend, die schönsten Freuden des Geisterreiches. Daß ich einst ihn lieben konnte, war eine Schwachheit. Jeder Sterbliche ist ein Feind unsres Glücks. Nur als Enkelin des Elfenkönigs und der mächtigsten Fee, sind Dir alle Pforten des Geisterreiches offen, obgleich Dein Vater Mensch war. Von Dir hängt es ab, ob Du hoch über Mutter und Großeltern, oder tief, tief unter des Vaters Gebrechlichkeit Dich erniedrigen willst. Das Schicksal, mächtiger als unser Geschlecht, zernichtet oft was wir aufbauten; und wenn auch erst nach Jahrhunderten, kommst Du dennoch vielleicht in Verbindung mit Sterblichen, und dann, wenn Dein Herz schwach sich erniedrigt, ist der Verlust der Schönheit erste Folge. Durch Deine Abkunft hast Du mehr noch zu verlieren. Theilst Du Herz, Geist und Seele, so verlierst Du erst Schönheit, ewige Jugend, Macht und alle Vorzüge Deiner Geisternatur, jeden Zauber Deiner Umgebung, und stirbst, hältst Du fest an der Liebe zu einem Sterblichen, gleich ihm — ver-

lierſt das Vorrecht des unvergänglichen Weſens — Du welkſt, ſtirbſt dahin wie Blumen auf dem Felde."

Seufzend fragte Viola: „Warum ſehe ich nirgends meines Gleichen? Einſam theile ich Niemand, wenn Du nicht da biſt, meine Freuden mit, nur Geſchöpfe Deiner Kunſt, nur Erzeugniſſe meiner Fantaſie beleben den zauberiſchen Aufenthalt."

„Und merke Dir's! nur nach Deinem Willen und Glauben: Du kannſt abfallend Alles zernichten, und dann ſteht ſie leer mit den vergänglichen irdiſchen Reizen und Geſchöpfen geſchmückt da, dieſe Zauberinſel, dieſer Inbegriff alles Schönen, Glänzenden und Wundervollen. Du ſiehſt die Geiſter nicht, die Dich umſchweben; dies war die Bedingung, unter welcher ich jedem Sterblichen den Eintritt verwehren durfte, da Du durch Deinen Vater der Menſchheit auch angehörſt, wie durch Muttererbe dem Geiſterreiche."

„Ach, nur ein Weſen, das mich verſteht und meine Freuden theilt!" — flehte Viola, und warf ſich zu der Mutter Füßen, heftig weinend ihre Knie umfaſſend.

Miranda ſtieß ſie zurück. „Du biſt der Mutter unwürdig; das iſt die Strafe meiner Schwachheit.“ Sie ſtand zornig auf, und entfloh in einer feurigen Wolke.

Viola war in das weiche Gras zurückgeſunken, und blieb da weinend liegen. Das bebende Herz ſchien brechen zu wollen, und das ganze Weh der menſchlich fühlenden Seele hatte ihr Inneres ergriffen. So entflohen die Stunden der Nacht. Hier, unter dem Einfluſſe des Zaubers, war ſie nicht finſter. Ein heller Mondſchein erleuchtete alle nächtliche Stunden, der, ohne blendend zu werden, ſtets mildes Dämmerlicht auf dies Paradies ergoß. Viola war gleichgültig gegen die Reize ihrer Umgebung, ſie war in Schmerz verſunken über eine, wie es ihr ſchien, troſtloſe Exiſtenz in dieſem Gefängniſſe.

Tauſend Johanniswürmchen umſummten den Tulpenbaum, unter dem ſie, neben dem Sitze der Mutter, niedergeſunken war; in ſeinem Gipfel girrte ein ſich ſchnäbelndes Taubenpaar, als ſie aufſah. In dem Roſengebüſch, das den Baum laubenartig umfaßte, ſah ſie eine brütende Nachti-

gall auf dem Neste, neben ihr saß der Gatte und sang seine tiefen seelenvollen Liebeslieder, um die mütterliche Aufopferung zu vergüten durch Versicherung der höchsten schmelzenden Zärtlichkeit. An der Lilie, die neben dem Ausgange stand, schwebte ein Kolibripaar mit glänzendem Gefieder; eines tauchte den zarten Schnabel in den duftenden Honig der reinen Himmelsblume, und nährte liebend das andre damit.

„O," rief Viola, „ich allein bin das unglücklichste aller Geschöpfe! das ruft mir jede Blume, jedes Würmchen, jeder Vogel zu. Ohne Liebe, ohne Mittheilung, ohne Einklang muß ich hier einsam verschmachten. O, wäre ich nie geboren!"

Ein Geräusch vom Ufer her unterbrach ihre Klagen. Sie sprang auf, um das Ungewöhnliche näher zu untersuchen, und ihre leichten Zephirschritte erreichten bald den Ort, von wo der Ton ausging.

Sie sah eine Gestalt auf einem leichten Brette, die sich mit allen Kräften bemühte, das Ufer zu erreichen, doch die Wellen stießen es stets mit

dröhnendem Geräusch zurück. Viola eilte hinzu, und reichte vergebens ihre Hand dem mit dem Zauber Kämpfenden.

„Grausamer Zauber!“ rief sie, „o entweiche!“

„„Ist es dies, was mich zurückhält!““ rief der Kämpfende; „„o, dann hilf Du, Vater aller Wesen, der die Erde und Alles was darinnen ist, gemacht hat, und dem die Engel selbst dienen in Deinen Himmeln — hilf durch Deinen Sohn, den Inbegriff aller heiligen Liebe!““ — Er riß ein Kreuz mit dem Geopferten aus seinem Busen, und es hoch aufschwingend, setzte er hinzu: „„Der Glaube soll ja Berge versetzen, und die Liebe will beschützen jedes Haar des Hauptes.““ Er warf sich gegen das Ufer, mit einer Hand das Kreuz fest an die Brust gedrückt.

Viola warf sich am Ufer nieder auf ihre Knie, und rief: „Hilf, hilf, unbekannter Gott!“ —

Ein ferner Donner schien zu rollen, das Wasser war gleich einem glänzenden Spiegel geebnet, und sanft von den Wellen getragen, ergriff nun der an's Ufer Kommende ein Gesträuch. Viola reichte ihm die beiden Hände, und er war gerettet.

Tief aufathmend küßte er den Boden, indem er sich niederwarf ,um dem, der ihn so wunderbar gerettet hatte, seinen Dank darzubringen; dann aufstehend, reichte er Viola beide Hände, und drückte stumm die ihren an sein fühlbar klopfendes Herz. „„Wer Du auch bist, wunderbares Wesen, nächst meinem Gott, bist Du meine Retterin, und mein ganzes Herz dankt Dir!““

Viola verstummte. Sie blickte in ein Paar Augen, aus denen die eigne Seele herrlicher zurückstrahlte; doch von den dunkeln Locken tropfte das Wasser auf die nasse Kleidung, und dies rief ihre Sorge mächtiger, als jedes andere Gefühl auf.

„Komm mit mir, daß ich Dich erquicke, und Dir reiche was Du bedarfst,“ bat sie in süßen Tönen, „Du mir durch Deinen Gott Gesandter. Er muß mächtiger seyn als alle Geister.“

Erstaunen bemächtigte sich seiner, als sie durch die Wunder dieser Schöpfung gingen. „„Welcher Zauber hat dies hervorgebracht?““ fragte er halb sich selbst, halb Viola, die an seiner Seite ging.

„Morgen will ich Dir Alles erzählen, jetzt bedarfst Du der Ruhe,“ erwiederte diese.

Nachdem sie ihn in ein köstliches Gemach geführt und für ihn gesorgt hatte, indem sie ihren unsichtbaren Dienern gebot, jedes seiner Bedürfnisse zu befriedigen, suchte sie ihr Lager. Doch floh sie der Schlummer, und ihr bewegtes Gemüth fühlte ein nie gekanntes Entzücken, eine Wonne, wie in einem neu aufgegangenen Daseyn, das noch in der Knospenhülle ruhte, und die Ahnungen eines so neuen fortgesetzten Zustandes gaben ihrer Seele eine süße Trunkenheit.

Nie war ihr ein Morgen schöner erschienen, als der, zu welchem sie nach kurzem Schlummer erwachte. Der erste Gedanke war der Fremdling, so wie es der letzte gewesen, und auch jetzt nahm die Sorge für ihn den ersten Platz in ihrem schönen Herzen ein, den zweiten erst die Empfindung, die ihr selbst angehörte. Sie eilte, um sich von seinem Wohlseyn zu überzeugen, und fand ihn angelehnt an die Säulenhalle ihres Marmorpalastes, wie er von hier aus die Zauberwelt ringsum

betrachtete. Sie bot ihm, der in tiefen Ernſt verſunken daſtand, einen freundlichen guten Morgen. „Dir,“ ſprach ſie lächelnd dann, „ſcheint dieſe Gegend nicht zu gefallen, Du blickſt ſo ernſt, Fremdling?“

„„Ja, ich geſtehe es Dir, daß es mich nicht erfreut, was ich hier ſtaunend erblicke, wenn ich's auch bewundern muß. — Dieſe Wunderwelt erhebt die Seele nicht. Die Mannigfaltigkeit des Ganzen drückt, da ſie nicht zu dem Schöpfer der Natur zurückführt, den ich gewohnt bin in der einfach wahren Schöpfung anzubeten. Wer rief dieſe Wunder hervor?““

„Meine Voreltern,“ ſagte Viola leiſe und mit geſenktem Blick. „Sie gehören zu dem Geiſterreiche, und meine Mutter iſt ein mächtige Fee.“

„„Und Du?““ fragte der Fremde, und ſein edles Angeſicht färbte hohe Gluth.

„Ich bin die Tochter eines Sterblichen, und die Natur war meine Pflegerin. Meine Mutter lehrte mich ſpäter die Wunder hervorrufen, aber ich bewundere ſie gern, ohne Genuß am Selbſt-

ſchaffen zu haben; verſteht mich doch keines der ſelbſtgeſchaffnen Geſchöpfe.“

Er reichte ihr die Hand und ſagte freudig: „„Du haſt das Herz Deines Vaters, holde Jungfrau! und alle dieſe unnatürlichen Wunder ſollen mich nicht ſtören, Vertrauen zu dieſem zu haben.““

„Komm mit zu meinem Lieblingsaufenthalt, und Du wirſt wenig von ihnen bemerken,“ bat ſie, und führte ihn in ein Wäldchen von rothen Akazien, welches ſeitwärts lag. Dort war auf ihren Wink das Frühſtück bereit. Alle köſtlichen Früchte und Getränke ſtanden zur Wahl. Er wählte nur eine Schaale kühlender Milch. Sie, eine voll Erdbeeren. „Ich liebe dieſe Frucht am meiſten wegen ihres Duftes. Willſt Du ſie nicht verſuchen?“ bat ſie hold freundlich, und hob die zarten roſigen Fingerſpitzen, eine darin emporhaltend. Er ſah ſie lächelnd an, und ſie ließ die duftende Frucht in die Schaale fallen, und als er ihren Geſchmack lobte, waren die niedlichen Finger geſchäftig, die ſchönſten auszuleſen, um ſeine Schaale zu füllen.

Sie unterhielt ihn dabei mit ſüßem Geſchwätz über die nächſten Gegenſtände; er hörte ihr im Gefühl des Wohlſeyns ſchweigend zu. Sie bemerkte es und ſagte erröthend, der Genuß ſich mitzutheilen ſey ihr ganz neu, wohl habe ſie mit ihren Papagaien, Hunden, Lämmern und Gazellen geredet, doch Theilnahme nicht empfangen, nur leere Töne.

„„ So geht es in den Wohnungen der Sterblichen auch gar oft; doch wo iſt Deine Mutter?““

Sie erzählte ihm, daß dieſe alle neun Monate nur einmal ſie beſuchen könne. Sie habe dann ganz einſam jene verlebt, und ſeine Erſcheinung ſey die erſte der Art, da ein Zauber jede Annäherung verhindre; und das Schickſal habe nur ihn begünſtigt. „Ich wünſchte mir ſtets eine Freundin oder einen Freund,“ ſetzte ſie hinzu, „und gern will ich jeden Deiner Wünſche erfüllen, wenn Du nicht ungern hier bleibſt.“

„„ Du liebes, gütiges Weſen!““ rief er, und reichte ihr die Hand. „„Gott wollte es ſo, und führt Dir in mir einen Bruder zu; ihm vertraue

ich, er wird Alles wohl machen, und ſo fürchte ich auch Deiner Mutter Zorn nicht.““

„Gewiß,“ ſagte ſie, von dem Gedanken ergriffen, „ich will ihn gern allein dulden, da ich die Schuld Deines Anlandens trage. Du haſt nichts zu fürchten, ich kann Dich beſchützen, und bin ein freies Weſen, das ſagt die Mutter ſelbſt.“

„„Der Chriſt kennt keine Furcht. Der, der mich im Schiffbruch erhielt, und weit auf einem elenden Brett Deiner Inſel nähern ließ, des Zaubers Wirkung entkräftete, der wird mich auch hier beſchützen. Nur eines fehlt mir, nützliche, natürliche Beſchäftigung; ich fürchte nur, daß ſie unmöglich iſt, da Alles durch Zauber entſteht.““

Viola ſagte dagegen, daß die Natur nicht zerſtört, nur verändert ſey durch dieſe Kunſt. „Ich kann,“ ſetzte ſie hinzu, „Dir eine Stelle wieder zurück in ihre vorige Geſtalt verſetzen, wenn Du willſt.“

„„Ach,““ rief er freudig, „„nur ein kleines Plätzchen, auf dem ich arbeitend mein Brot erwerbe. Unſer Gott ſagt: im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brot eſſen, und wer es

nicht durch Arbeit verdient, dem wird es nie schmecken.““

„So wollen wir die schönste Stelle hier aussuchen; dies Wäldchen gehört dazu. Du siehst hierneben eine Quelle, die als Bach weit hin bis in's Meer fließt; daneben diese Obstbäume, die jetzt Orangen tragen. Ringsum war das Land Wiese und flaches Feld bis zu dem Felsen dort. So erzählte es meine Mutter mir, da ich als Kind so gern in dieser Höhle spielte, die der Felsen bildet. Sieh', jetzt schlingt sich der fruchttragende Weinstock über sie, und die Kunst rief das Rosengebüsch mit Blüthen von allen Farben hervor. Soll ich jeden Reiz hinwegwischen, den die Kunst gab?“

„„Laß nur die Natur!““ bat er; „„dieser Arm soll hervorrufen, was sie geben kann.““

Sie schöpfte mit der Hand Wasser aus der Quelle, und es weithin spritzend, rief sie: „Verschwinde Zauber, laß die Natur seyn, wie sie war!“ Die Wassertropfen zerflossen in einen zarten Nebel, der die Gegend minutenlang einhüllte; dann sank er als Thau, und so weit er gefallen

war, sah man unangebautes Feld, größtentheils grüner Rasen. Die Obstbäume fingen an, als gewöhnliche Obstarten auszuschlagen. Das Rosengebüsch, die Weinreben waren verschwunden, doch standen an der Quelle dicht an der Felsengrotte die schönsten duftenden Violen, und der Thau gab Allem eine Frische, die das Bild eines schönen Morgens mehr in die Seele rief, als aller geliehene Reiz der Kunst.

Froh blickte der Fremdling auf die neu erstandene Gegend, und indem er entzückt zu den Violen ging und eine brach, sagte er: „„dieſe iſt mein Liebling unter den Blumen;"" indem er ſie Viola'n reichte: „„nimm, ſchon der Name bezeichnet ſie mir. Mag der Zauberglanz aller der Blüthen ſchwinden, du beſcheidenes, ſüß duftendes Frühlingskind kommſt dagegen hervor.""

„Wie heißt die Blume?" fragte ſie, „ich kenne ſie nicht."

„„Viola!"" —

„Mein Name?!" lispelte ſie erröthend.

„„Die Blume iſt auch Dein Bild, Du holdes liebliches Mädchen,"" ſagte er. „„Nun ſollen

mir die Blümchen noch lieber ſeyn, jede nennt mir Deinen Namen.““

In ſüßer Beklemmung klopfte das Herz der ſchönen Feentochter, ſie bückte ſich an den Rand der Quelle, ohne zu wiſſen warum, die Verwirrung zu verbergen, und ſagte dann mit bebender Stimme: „Deinen Namen kenne ich noch nicht!“

„„Traugott! den Namen gab mir mein Vater, und ſagte dabei, mein Name könne mich zum beſten Glück, zur beſtändigen Zufriedenheit führen, wenn ich nämlich dadurch lernte, daß das Erſte ſey, Gott zu vertrauen, der das Schickſal aller Welten, aller erſchaffenen Weſen leite.““

„Von dieſem Gott mußt Du mir viel noch ſagen, und vergeſſen werd' ich es nie, und immer an Dich und Deinen Namen denken, und auch dieſem Gott vertrauen wie Du.“

„„O, das gebe er, der Vater aller Guten, der auch Dein Vater iſt!““ rief er begeiſtert, und hob voll Inbrunſt beide Hände zum Himmel auf.

Traugott richtete sich in der Felsengrotte, die sehr geräumig war, ein. Ein Lager von frischem, trocknen, weichen Moose bereitete er sich im entlegensten Theile derselben. Viola bat ihn, von den seidnen Polstern anzunehmen; doch meinte er, besser ruhe sich's auf solchem gewohnten Lager. Eine Bank, einen Tisch wußte er sich in kurzer Zeit zu fertigen, und fing dann an das Feld umzuarbeiten und Wurzeln und Gartengewächse darauf zu pflanzen. Viola hatte nur die beständige Sorge, er möchte zu viel arbeiten, und oft kam sie und bat schmeichelnd, aufzuhören, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Sie trug, wenn er pflanzte, ihm Wasser zu aus der Quelle.

„„Viola,"" sagte er eines Abends, als sie unermüdet noch Wasser trug, nachdem sie ihm geholfen hatte Kohl zu pflanzen, „„ich darf es nicht leiden, Du bist keine Arbeit gewohnt, und wirst Dich erschöpfen und krank machen.""

„Ich bin ein Kind der Feen!" lächelte sie, „und gesichert dadurch vor allen solchen Uebeln, nur die Ermüdung fühle ich wohl; und sollte ich Dich allein müde sehen, das wäre traurig. Wohl

mir, daß des Vaters Natur auch wirksam ist; je näher ich mich den Menschen fühle, um so mehr wird sie es. Ich empfinde des Körpers Anstrengung augenblicklich, doch bald ist's, durch den Geist erstarkt, vorüber. O, könnte ich Dir der Mutter Erbe ertheilen, oder es von mir werfen!"

In dem Augenblick sank sie zu Boden, und verletzte sich im Fallen den lilienweißen Arm. Traugott sprang bestürzt hinzu, trug sie zur Quelle und suchte durch das kühle Quellwasser ihre Lebensgeister zurückzurufen. Sie erwachte bald; — mit sonderbarer Heftigkeit blickte sie um sich, und ihn umfassend, rief sie: „o schütze mich!" Er hielt sie am laut klopfenden Herzen, und bat sanft, sich zu beruhigen. Sie weinte, leise an seine Brust geschmiegt. Er bat, ihm zu sagen was ihr fehle, warum sie so erschüttert, so bewegt sey? und sie seufzend und kummervoll betrachtend, verstummte er endlich, da sie versicherte: „Ach, ich kann es Dir nicht sagen." Sie fühlte im Innern die räthselhaften Worte gedeutet, und die Bedeutenheit des Momentes um so mehr, da jetzt ihr Blick auf ihren Arm fiel, von

welchem tropfenweise das Blut zur Erde fiel. „Des Vaters Blut!“ sagte sie wehmüthig unter Thränen lächelnd, indem sie ihr Gesicht an seiner Schulter verbarg. Traugott sah es nun auch, und drückte seine Lippen auf die Wunde, sie rein auszusaugen. „„Dann wird es bald, bald nicht mehr schmerzen,““ versicherte er, und bat: „„o weine nur nicht mehr, mich schmerzt dies mehr, als Dich die Wunde.““

„O,“ sagte sie mit einem Blick der höchsten Wonne, „o dann will ich gern leiden, gern sterben, o gern des Vaters Tochter seyn!“ Sie drückte leise, als wolle sie die Worte heiligen, ihre Hand an sein Herz. „Wenn ich nur immer bei Dir seyn kann, gern will ich dann jedes Uebel mit Dir theilen. Laß mich ganz bei Dir bleiben, lieber, guter Traugott!“ bat das himmlische Kind.

Ueber sein Angesicht schlug die schönste Flamme der Menschheit rosig bis in die zart weiße Stirn, den Sitz der Würde, Anmuth und Hoheit des Bewußtseyns. „„Es darf nicht seyn! ich bin ein Mensch, und Du ein Götterkind!“ Heftiger wei-

nend, doch schweigend und sanft, ließ sie die Arme, die ihn umschlossen hatten, sinken, und verließ ihn dann augenblicklich.

Am folgenden Morgen kam sie nicht, und er ging unruhig von einer Arbeit zur andern; doch wollte es mit keiner fort. Schon wollt' er hin nach dem Palast eilen, wohin er sonst nur selten, und wenn sie ihn darum bat, kam; doch sagte er, sich selbst zurückhaltend: „du mußt hier bleiben, dort wohnt die Fee, hier der Mensch. Wohl ist sie eine Tochter des Himmels, doch eben darum theilt sie kein irdisches Glück, kein stürmisches Gefühl der Brust, kennt nicht den Schmerz und sein Gefolge, als nur dann, wenn ich sie damit bekannt mache; nein, sie sey mir heilig, die Göttliche!"

Er warf sich an der Quelle in's Gras. Da ruhte sie so geisterbleich gestern; er glaubte noch die schönen Formen der reizenden Gestalt dem weichen Rasen eingedrückt zu sehen, und unwillkührlich erhob er die Hand zum Herzen. „Hier ruhte die schöne, weiche, warme Hand auf ihrem Eigenthume, o wäre sie eine sterbliche Jungfrau,

(er breitete die Arme weit aus) und könnte mein werden, ganz ausschließend mein, nur mir angehören — doch so (er ließ die Arme sinken) — sie kann nicht meine Gattin werden, und wenn ihr Besitz mich zu einem Gott erhöbe, meine unsterbliche Seele kann ich ihr nicht opfern, nicht meine Tugend; ich würde sie unglücklich, elend machen — und wenn ich sterben soll vor Sehnsucht, so will ich nicht sie und mich durch Leidenschaft verderben, die sie nicht kennt, nicht ahnet."

„Aber wenn sie krank wäre durch mich, durch ihre Theilnahme an meiner Arbeit? (er sprang auf) — das muß ich sehen, mich vom Gegentheil überzeugen. Ja, klopfe du Herz noch so mächtig, sie soll dich nicht errathen." Damit ging er rasch dem Palaste zu.

Er fand sie bleich auf einem Ruhebette liegen. Man konnte unter Göttern und Menschen nichts Reizenderes sehen. Auf purpurnen Sammtpolstern lag die wunderschöne Gestalt, in das blendendste Weiß gekleidet, hingegossen; tief den schönen zart blonden Lockenkopf in die kleine Hand gedrückt. Von der blendenden Stirn fielen die

Locken halb über das himmliſche Angeſicht auf die ſchönſten Schultern. Der reizendſte Fuß, auf dem je eine Halbgöttin geſchwebt hat, lag, nur von leichten roſigen Sandalen gehalten, halb herabgeſenkt auf die erſte der Abſtufungen, die zu dem Lager führten. Von der tiefblauen Decke, mit funkelnden Sternen beſäet, fiel ein milchweißer Flor in reichen Falten herab, gehalten von einem lächelnden Genius, der auf die Ruhende blickend, nur verſtummt ſchien durch den Zauber ihrer Reize. Rings um das Lager her dufteten die köſtlichſten Blüthen in den Boden geſenkt, neben ihnen ſprudelte eine kleine Fontaine von Roſenwaſſer, und die ſchönſten Kolibri's ſummten mit ſüßem Geſchwirre um die Blumen — oft unterbrach das tiefe Schluchzen einer Nachtigall, die im Laube, welches über dem Fenſter ſich wölbte, ſaß, die Stille.

Traugott ſtand lange ſchon im Anſchauen aller der Reize verſunken. Er fühlte zum erſtenmale den mächtigen Zauber, der ſich aller ſeiner Sinne bemeiſterte.

Eine ſüße Beklemmung ihres Herzens ver-

rieth Viola'n seine Nähe, sie erhob das gesenkte Köpfchen und begrüßte ihn froh. Schon wollte er mit der ganzen Trunkenheit seiner Seele zu ihr eilen, doch faßte er sich schnell, und fragte nur nach ihrem Wohlseyn, ob die Wunde noch schmerze. Die Gewalt die er bedurfte, um dies hervorzubringen, lieh den Worten eine seltne Kälte, die augenblicklich auf Viola zurückwirkte, und sie erwiederte auf seine Frage, daß sie ganz wohl sey.

Fliehe, fliehe! rief er sich zu, und entfloh eiliger als er gekommen war. Dem Zauber des Anblicks war er entflohen, doch der Phantasie, die ihm das Bild festhielt, ihr konnte er nicht entfliehen. Er sank an der Quelle nieder und weinte die ersten Thränen. Doch bald raffte er sich auf und ergriff den Spaten, die Hacke. „Ich will den Körper ermüden, bis die Seele eben so ermattet nur Ruhe und Schlummer bedarf," rief er sich zu, und arbeitete noch, als schon die Sterne am Himmel standen.

Doch kaum ruhte er auf dem Mooslager tief in der Grotte, als lichtvoll in das Dunkel der Nacht Violens süßes Bild mit allen Reizen

trat, und nicht der Ermüdung wich. Er breitete die Arme nach dem leeren Schatten aus und seufzte.

„Muß ich Dir auch hier entfliehen, du Zauberbild?“ rief er aufspringend, und eilte in die Nacht hinaus. Außen stürmte es fürchterlich. Die Winde brauſ'ten um die Felſenwände, der Regen troff herab und feurige Blitze zuckten hernieder; — Traugott war niedergeſunken, um zu dem zu beten, der auch dem Sturm gebietet.

„Führe uns nicht in Verſuchung!“ bat er, „und erlöſe uns von dem Uebel. Du weißt ja, Vater, was ich bedarf, ohne daß ich bitte!“ rief er laut. „Laß mich ſterben, eh' dieſe Zauberreize mich dir und der Tugend untreu machen.“ Erſchöpft, durchnäßt und athemlos ſank er nieder.

Da flötete Violens Stimme: „Traugott!“ Sie ſelbſt ſtand neben ihm.

„O was fehlt Dir?!“ rief ſie entſetzt, und warf ſich neben dem Erſtarrten nieder, ſeine Hände, die feucht und kalt waren, faſſend. Der Gedanke ſeines Todes ergriff ſie, und ganz außer ſich rief ſie: „O Du darfſt nicht ſterben, oder ich ſterbe mit

Dir!" — Sie drückte die erstorbenen Hände an ihre lebensvolle warme Brust; und da sie kein Zeichen des Lebens in der bleichen Gestalt fand, umfaßte sie in höchster Verzweiflung die geliebte, und den Mund mit Küssen bedeckend, rief sie: „Laß mich auch sterben, höchste Macht des Geisterreiches! Ich entsage allen Rechten meiner Geburt! Was soll mir Unsterblichkeit, wenn er sie nicht theilt, was Macht, wenn sie ihn nicht zu erhalten vermag, was Schönheit, wenn sie ihn nicht erfreut, beglückt!!"

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die ganze Insel, und eine Stimme rief: „Bedenke, Thörichte, was Du sagst. Da Deine Liebe nur geistig durch den Schmerz erweckt redet, hast Du nicht entsagt, nur wenn Du die vergängliche Freude ergreifst, und ihr Alles opferst, schwinden die Vorzüge Deiner göttlichen Abkunft. Entferne morgen den Fremdling — ein Schiff steht dann bereit — und vergiß, so wird vergeben!"

Traugott war erwacht, er ruhte in ihren Armen. Entzückt ihn betrachtend, rief Viola: „O er lebt! er lebt!"

„„Viola,““ rief er mit einem Seufzer, wie aus einem Traum erwachend, und sie mit schmerzlichem Lächeln an sich drückend; „hörtest Du, was eine höhere Macht Dir zurief? wir müssen scheiden!““

„O wie kannst Du dies aussprechen, da der Tod mir leichter als Trennung ist? O Du liebst mich nicht! geh', entfliehe, und laß mich dann vor Schmerz und Sehnsucht sterben!“

„„Viola, ich muß fliehen!““ rief er, sich kräftig aufrichtend. „„Dich würde mein Bleiben unglücklich machen, mich elend. Ja, wisse es, Kind der Götter! ich kann nicht länger in Deiner Nähe weilen ohne den steten Wunsch Deines Besitzes. Ich bin ja nur ein Mensch; nicht bloß Deine geistige Liebe genügt mir, ausschließend besitzen möchte ich Dich, als mein Weib, und zu mächtig wurde der bis dahin nie gekannte Wunsch; ich habe gekämpft, und bin zu schwach um länger zu kämpfen, darum muß ich fliehen, sonst sind wir Beide elend.““

„O,“ rief sie begeistert, „ich will ja nicht mehr, nichts Anderes seyn, als Du bist. Dein

Weib zu seyn, sey mein höchstes Glück. Jetzt habe ich den Muth, den unsichtbaren Mächten zu trotzen. Als ich zuerst des Vaters Erbe, das warme purpurne Leben, über den bebenden Arm fließen sah, fürchtete ich; die menschliche verletzbare Natur behauptete zum erstenmale ihr nie gekanntes Recht — doch nun nimmer wieder, stärker als Schmerz und Tod ist die Liebe."

„Ja, hört mich ihr Geister! höre mich, König der Elfen, und ihr Feenmütter, ich entsage eurem Erbe! zerreiße die Fesseln des Geisterreiches, und wähle freiwillig das Loos der Erdentöchter — Liebe, Schmerz und Tod! Ewig will ich lieben, sollt' ich auch ewig leiden!"

Sie umfaßte den Geliebten fest. „Jetzt bin ich Dein! ausschließend nur Dir angehörend, will ich jede Noth wie jede Freude theilen!" —

Ein furchtbares Getöse erfüllte die Luft. Der Donner brüllte, Blitze fielen zischend herab. Die ganze Natur schien in Aufruhr. Traugott hielt die Geliebte fest, so wie sie ihn, furchtlos, umfaßt.

Da wurde der Himmel licht, und auf einer

roſigen Wolke ſchwebte der Elfenkönig hernieder; neben ihm erſchienen, von Schwänen gezogen, in zwei goldnen Wagen die beiden Feen.

„Das Schickſal hat entſchieden!“ ſprach der Elfenkönig, und reichte mit ſeligem Lächeln ſeiner Gattin die Hand. Das Reich der Geiſter iſt von nun an der Erde entrückt; und in die Menſchenbruſt gefeſſelt, von dem Herzen beherrſcht, wird Geiſtiges nur im Wirken ſichtbar ſeyn. Wir gehen vereinigt in Liebe nun in das große höhere Daſeyn, das uns Erkenntniß der Dinge geöffnet hat. Die Liebe hat die Welt durchdrungen, ſie hat geſiegt — in der reinen Menſchennatur findet ſie überall Einklang. Die ſelbſtſchaffenden, vereinzelten, ſtolzen Geiſter waren Aufrührer gegen die Geſetze der Liebe des Schöpfers, ſie geben zurück, was ihm allein vorbehalten iſt.“

„Du, Viola,“ wandte er ſich zu dieſer, „haſt die heiligen Naturgeſetze auch für die Geiſterwelt zurückgeführt; die Liebe gebe Dir dafür ihren hohen Segen! Sey denn ein ſterbliches Weib in vergänglichen Reizen, vergänglichen Freuden, doch darum nicht minder vergöttert von dem ſterbli-

chen Manne, der auch Dir als ein Gott erscheint. Werde Mutter unter unsäglichen Schmerzen, Tochter der Erde, doch erstarke schnell in den unendlichen Freuden Deines Berufes, und vergiß des Schmerzes im Wonnelächeln des Säuglings! Allem Wechsel der Schöpfung unterthan, sey Dein Herz allein unwandelbar in seliger Liebe, und treu in Leid und Freude! In einem Kusse vereinigt, führe dann einst der Engel des Todes leise die beiden Liebenden hinüber in ein höheres Leben der Liebe und Erlösung!

Süd-Liebe *).

Wahre Begebenheit.

*) Diese Erzählung erschien vor Jahren im Morgenblatt.

Donna Olimpia Lauresano war in ganz Neapel berühmt wegen ihrer außerordentlichen Schönheit; das Sonderbare dabei war, daß man ihre Schönheit nur durch den Ruf kannte, denn nur Wenige hatten ihr Gesicht gesehen. Sie erschien nie an öffentlichen Orten, bei Lustbarkeiten oder auf Spaziergängen. Ihr Vater, ein vornehmer Spanier, hielt sie unter der strengsten Aufsicht beständig zu Hause. In seiner Begleitung besuchte sie täglich die Kapelle der Augustiner, um Messe zu hören; aber auch diese einzige Gelegenheit, sie zu sehen, war jedem Neugierigen dadurch entzogen, daß sie dicht verschleiert in ihre Sänfte stieg, und erst an der Kirchthür sie verließ, um in das Halbdunkel der alten gothischen Kirche einzutreten, wo das spärliche Licht, das durch die hohen trüben Fenster fiel, denen nicht günstig war, die hier

mit ungeduldiger Neugier harrten, um die Erscheinung Olimpiens zu erwarten.

Ihre schöne hohe Gestalt konnte aber weder der lange Schleier, noch die hier herrschende Dämmerung ganz verhüllen. Doch war dies auch Alles, was man bemerken konnte. In ihrem vergitterten Betstuhle nur hob sich der Schleier, und fiel, sobald sie ihn wieder verließ.

Die Unmöglichkeit, sie zu sehen, machte ihre Schönheit so berühmt, und erhielt den Wunsch, sie zu sehen, stets neu. Ihr öfterer Anblick würde außerdem den Reiz der Neuheit verloren haben; und, Vorzugs genug, die Schönheit des Tages auf einige Wochen gewesen zu seyn, hätte sich die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen andern Gegenstand gewandt. So erhielt und erhöhte sich das Interesse, und es war angenommen, Donna Olimpia sey das schönste Weib in Neapel.

Ein junger Deutscher, der sich mehrere Jahre in Rom aufgehalten hatte, um sich dort als Maler zu bilden, kam nach Neapel. Er hatte in Rom sein schönes Ziel erreicht, sein Fleiß, seine Anstrengung war belohnt, er hatte seine Kunst zu

einer hohen Vollkommenheit gebracht. Jetzt athmete er freier, sah heiterer um sich her, da sonst sein Blick, umwölkt von den Werken seiner unsterblichen Meister, hinübersank auf die Staffelei und trübe auf ihren Kopien hing, die nie ihm genügten. Für ihn hatte die Natur kein Leben — nur die Gestalten seiner Raphaele, Guido, Correggios — athmeten.

In dumpfes Hinbrüten verloren, hatte er die Menschen vergessen und sich selbst, war nur für die Kunst da, und lebte nur, indem er malte.

Ein erhaltener Preis, der Beifall der Künstler, das Lob der Kenner, der Neid der Nebenbuhler sagten ihm, mehr noch sein eigner hoher Kunstsinn, daß er aufschauen könne zu seinen Meistern, daß er ihnen näher gekommen sey.

Der Frühling breitete eben seine Arme über die Natur. Italiens Feenland erhielt seine schönsten Gaben. Alle fühlende Wesen waren wie berauscht von dem Orangen-, Zitronen-, Myrthen- und Lavendelduft, der sich rings ergoß, und Alles eilte aus den Städten in's Freie, um den entzückenden Frühling zu genießen.

Auch Karsting, der Maler, erwachte aus seiner Schlafsucht, und durchbrach den Kerker, wie die eingesponnene Puppe, wenn der milde Strahl der Sonne den Frühling verkündet, davon fliegt. Er verließ Rom und schwärmte in der schönen Umgebung umher. So kam er endlich nach Neapel, angezogen durch die zauberische Natur und durch Werke der Kunst, die ihm der Ruf dort verkündete.

Eine Lieblingsidee hatte sich längst bei ihm gebildet, er wollte jetzt die Natur als Kunst studiren und der Portraitmalerei die nächste Zeit weihen. In Neapel machte er den Anfang. Mehrere Freunde, mit denen er zusammentraf, wählte er, geleitet durch irgend ein Interesse an ihrer Bildung, und diese wiederholten Versuche gelangen so trefflich, daß sein Ruf bald allgemein wurde, ihm Eintritt in die besten Häuser verschaffte und er mit Bestellungen überhäuft wurde.

Mehrere Schönheiten Neapels hatte er schon gemalt, als er von Olimpien hörte. Alle wären nichts gegen sie; sie, von seinem Pinsel gemalt,

das würde ein Götterbild. Einer nannte Venus Urania, und alle Schönheiten des Olymps wurden durchgangen; Andre meinten, eine Madonna, wie nur Raphael sie malte, würde entstehen. So hieß es mit Veränderungen doch allgemein.

Karstings Begierde, Olimpien zu sehen, stieg mit jedem Tage. Stundenlang stand er an der Kirchthür — stundenlang horchte er auf ihre Erscheinung in der Kapelle, lehnte an ihrem Betstuhl, und sah nur — ihren Schleier.

Sein Unmuth wurde Leidenschaft; er verfolgte ihre Sänfte mit den Blicken, ging ihr dann nach, und sah hundertmal die verschleierte Gestalt, spottete voll Grimm über sich selbst, und kam morgen gewiß wieder. So hatte er Monate geharrt, und Alles, selbst seine Kunst, ekelte ihn; er hatte nur für Eines Sinn, für Olimpien.

Tagelang stand er ihrem Hause gegenüber, Nächte durchwachte er unter ihren Fenstern, und versäumte nie die Stunde, wo sie Messe hörte. Da stand er, hingelehnt an den Betstuhl, und sah auf zu seinem Gitter.

Olimpia wußte nichts von alle dem was um

sie vorging. Zu unerfahren in Allem, was die Welt betraf, lebte sie in einer selbstgeschaffnen, von ihren Heiligen umgeben, von Engeln bevölkert, in ruhiger Unthätigkeit. Alle Leidenschaften schlummerten noch, von diesen Bildern in Schlaf gewiegt. Schwärmerei hatte sie zugleich genährt und unterdrückt. Ihr Vater hatte dafür gesorgt, daß es ihr außerdem nicht an spielender Beschäftigung fehlte. Sie hatte die schönsten Papagaien und Affen, herrliche Tauben und niedliche Vögel, mit denen sie tändelte. Wäre ihr Vater Menschenkenner gewesen, er hätte für das große Kind gezittert; denn bei diesen Tändeleien verrieth sich die Kraft des leidenschaftlichen Gemüths ihres Vaterlandes. Der Tod eines Papagaien brachte sie, schon in frühern Jahren, in Verzweiflung, und wenn einigen ihrer kleinen Gespielen etwas fehlte, genoß sie nichts.

Später hatte sich die heißeste Empfindung in Frömmigkeit gehüllt, und sie war dadurch sanft und schwärmerisch geworden. Ihr süßester Gedanke war, sich dem Himmel ganz zu weihen; sie glaubte, ihre unendliche Sehnsucht, die sie nicht

zu erklären wußte, alsdann befriedigt. Doch ihr Vater war heftig dagegen; ohne ſich über andre Pläne zu äußern, kam er in eine Art Wuth, wenn ſie davon redete, und verbot ihr auf immer, daran zu denken. Hatte ſich ſeine leidenſchaftliche Hitze gelegt, ſo ſagte er, ſie dürfe ihn nicht verlaſſen, ſeine einzige Tochter würde ihn nicht einſam ſterben laſſen. Da ſie ihn wirklich liebte, ſo war dies genug, ſie ſchweigen zu machen; aber ohne daß ſie ſich's ganz geſtand, blieb die Erfüllung des Wunſches der Zukunft überlaſſen.

Ihr Vater, Don Michael Laureſano, hatte den Plan, ſie mit Don Pedro Pignatele, einem Verwandten, der in den ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika ſich jetzt noch aufhielt, zu verheirathen. Er ſelbſt war ſehr reich und ſtolz; erbittert durch eine Beleidigung eines Großen am Hofe, hatte er Madrid verlaſſen, und voll Ingrimm über ſein Vaterland, wollte er dennoch ſeine Tochter nur einem edlen Spanier geben. Don Pedro Pignatele war dazu auserſehen; ſein Rang und Reichthum machten ihn zu einem erwünſchten Schwiegerſohn, und damit ſeine Tochter nicht vor-

her Bekanntschaften machen möchte, hielt er sie so bewacht.

Durch den bisher so glücklichen Erfolg seiner Vorsicht sicherer gemacht, überließ er jetzt minuten-, ja oft stundenlang seine Tochter sich selbst und ihren heiligen Schwärmereien, die sie ganz erfüllt zu haben schienen und sie für jeden andern Eindruck fühllos machten. Die Menschen interessirten sie nicht, und er hoffte, wenn Don Pedro, der jung, angenehm von Gestalt und lebhaft seyn sollte, nach seines Vaters Beschreibung, erschiene, so würde sein Bild ohne Zweifel nach und nach die der Heiligen verdrängen.

Das Fronleichnamsfest erschien, und ganz Neapel glich einem Tempel. Die Straßen waren mit Blüthen und Zweigen bestreut, an den Häusern hingen Festons von Blumen, unzählbare Altäre mit Heiligenbildern standen, köstlich mit reichen Teppichen und goldnen Gefäßen geschmückt, in den Straßen. Die heilige Stille, von dem Geläut der Glocken harmonisch unterbrochen, durch den Donner der Kanonen feierlich erhoben, machten einen ergreifenden Eindruck auf Jeden. Dim-

pia lag seit Anbruch des festlichen Tages auf den Knieen vor dem Kruzifix.

Die Prozession nahte sich nun der Gegend ihres Hauses. Wegen der Unpäßlichkeit ihres Vaters durfte sie das Haus nicht verlassen; aber er erlaubte ihr, auf dem mit köstlichen Teppichen behängten, mit Blumen verzierten Balkon, hinter seinen vergoldeten Gittern, die Prozession zu sehen und sich vor dem Allerheiligen niederzuwerfen, um den dabei ausgespendeten Segen zu empfangen. Neben ihrem Hause war einer der vielen Altäre; hier wurde, so wie an allen, Messe gelesen, und diese heilige Handlung und die Prozession reizte sie. Die Menschen, das Gewühl, der Glanz — dies Alles zerstreute ihre in Andacht berauschte Seele nicht, noch weniger dachte sie daran, sich zu zeigen; ihr genügte der kleine Raum hinter den Gittern, und flog ja ein Wunsch darüber hinaus, so war es der, vor dem Altar, im Angesicht der Mutter Gottes und aller Heiligen, den Segen zu empfangen.

Schöner noch als die Madonna, lag Olimpia auf den Purpurteppich hingegossen; in ihre Andacht versunken, hörte sie die Gesänge der sich na-

henden Prozession. Jetzt nahten sich die goldenen Fahnen, die funkelnden Kruzifixe, die Geistlichkeit in prächtigen Meßgewändern, von schimmernden Thronhimmeln überstrahlt. Der Geruch der gestreuten Orangenblüthen und aller der köstlichen Blüthen und Blumen Italiens, vermischte sich mit dem des feinsten Räucherbalsams; die schönsten Stimmen ertönten in heiligen Gesängen, wie Chöre der Engel, und berauschten die Seele mit unaussprechlicher Empfindung. Olimpiens Herz wollte die Brust mit bebendem Entzücken durchbrechen — so war ihr nie gewesen, und die Augen fest auf die Herrlichkeiten geheftet, betete sie mechanisch an ihrem Rosenkranz, ohne sich bewußt zu seyn.

Unter ihr sank Alles nieder — der Segen wurde gespendet. Sie sah hin, und gegen ihr über lag ein Jüngling, wie ein betender Johannes, die Hände zu ihr aufgehoben, die Augen fest auf das Gitter des Balkons gerichtet, hinter dem sie unsichtbar war. Eine namenlose Empfindung durchschauerte ihr Inneres. Ein ihr unbekanntes sanftes Feuer erfüllte ihre Seele, und ein höherer

Geist schien in dem Moment über sie ausgegossen; — Alles verschwand vor ihren Blicken, nur der Jüngling blieb.

Er blieb wirklich. Schon längst hatte sich die Prozession entfernt, er lag noch da auf den Knieen. Einsam war es rund umher, Alles war der Prozession gefolgt. Da erhob er sich mit den Worten: „Olimpia, Du bist die Gottheit, die ich hier verehre, Dir möchte ich Blumen streuen.“ Er warf einen Zweig rother und weißer Rosen auf den Rand des Balkons. Olimpiens Empfindungen waren zu heftig, zu neu und überraschend, sie sank mit einem Seufzer bewußtlos hin auf den Teppich. —

Karsting, dieser war es, wurde durch die Aufmerksamkeit einiger Vorübergehenden erinnert, diese Stelle zu verlassen, und entfernte sich schnell.

Olimpia erwachte — ihr schien es, sie habe geträumt, und mit einer bittersüßen Empfindung drückte sie die Hand auf ihr Herz, als wollte sie es dadurch beruhigen, ihm wieder die alte stille Gleichgültigkeit zurückgeben. Aber sehnsüchtig schaute sie rund umher, und ihre Blicke suchten

den Jüngling. „War es Täuschung — Traum? — nein, der heilige Johannes ist mir erschienen, er hat mich gewürdigt!“ rief sie begeistert, und sank dankbar auf die Knie; doch, indem sie sich beugte, fielen ihr die Rosen in's Auge, die ein sanftes Lüftchen leise an das Gitter anwehte und ihre Blätter durchflocht. Sie starrte darauf hin, und griff dann mit einer raschen Heftigkeit, die den Gegenstand zu verlieren fürchtet, durch die weiteste Oeffnung des Gitters, und zog die Rosen, als sie sie gefaßt hatte, mit Sorgfalt herein. In einem Taumel der Empfindungen drückte sie sie an Lippen und Busen. „Nie, nie sollt ihr von meinem Herzen kommen!“ rief sie, und verbarg sie schnell, da sie Jemand kommen hörte. Unter einem Vorwand wußte sie die Erlaubniß zu erhalten, in ihr Zimmer gehen zu dürfen, da sie ihren Vater, der sie rufen ließ, unmöglich sehen konnte.

In ihrem einsamen Zimmer überließ sie sich ganz ihren Gefühlen, der Betrachtung des Unterpfandes der Liebe, des Rosenzweigs. Die Wogen der Leidenschaft schlugen wie die eines stürmenden Meers über sie zusammen, und verschlangen

alle andere Gefühle. Alles, alles war vergessen, was vorher ihre Seele beschäftigte, eine neue Welt lag vor ihr, voll glühender Bilder der Liebe und des Glücks; sie schien eben jetzt erst geboren, und lebte nur indem sie liebte.

Die Krankheit ihres Vaters nahm zu; seine Pflege zerstreute sie wenig, aber sie füllte, wo nicht ihre ganze Seele, doch ihre ganze Zeit aus. Acht Tage lang kam sie nicht aus seinem Zimmer. Endlich konnte sie den sehnlichen Wunsch, hinter den Gittern des Balkons zu lauschen, befriedigen. Der Vater schlief, sie schlich leise hin zu dem heiligen Lieblingsplätzchen ihrer Liebe. Lange schon hatte sie gelauscht. Endlich sah sie zwei Männer die Straße heraufkommen. Der eine war, o wie schlug ihr Herz! es war der Jüngling. Er blickte herauf; wie gern wäre sie jetzt sichtbar gewesen. „Ich kann es ja jetzt seyn," dachte sie entzückt, und wollte sich, durch die lange Gewohnheit gefesselt, erst nach einer Minute entschließen, die Jalousien zu öffnen: da war er schon verschwunden. Wie brennendes Feuer durchzuckte bei Schmerz ihre Seele. „Aber er liebt dich! er hat

dir es selbst gestanden!" Dies beruhigte sie schnell, und warf sie, aus der Hölle des Schmerzes, in einen Himmel der Liebe.

Als Karsting an dem Fronleichnamsfest sich von Olimpiens Hause entfernte, begegnete ihm einer seiner dortigen Bekannten, der ihn einlud, mit ihm in die Domkirche zu gehen, die er durch eine Nebenstraße noch zu erreichen dachte, ehe die Prozession, die in einer nähern Kirche noch anhielt, dorthin käme. Das Blut des heiligen Januarius wäre in der Domkirche verwahrt und heute flüssig geworden; eine unzählbare Volksmenge ströme dahin, und alle Fremden würden dort seyn, um das Wunder zu sehen.

Karsting ließ sich mit fortziehen. Sie waren noch wenige Schritte von der Kirche in der Nebengasse; die Prozession war eben angelangt. Hunderte von Menschen drängten sich in dieselbe, und eben so viele aus dem Haupteingange. Karsting bemerkte unter dem entsetzlichen Gedräng ein Frauenzimmer, die so heftig gedrückt wurde, daß sie bleich zusammensank, und in dem hülflosen Zustande von der nur mit sich beschäftigten Menge ge-

halten wurde, ohne daß ſich Jemand nach ihr umſah. Karſting ſprang hinzu, drängte ſich athemlos durch die Menge, und riß mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, und unter Austheilung von Stößen, die er doppelt wieder empfing, die Hülfloſe durch das dichteſte Gedränge; doch kaum ſah er ſich ein wenig frei, als ein neues Gedränge, das durch die Ankunft der königlichen Familie verurſacht wurde, ihn mit ſeiner Beute weit in eine Nebenſtraße drängte. Er hatte nur mit der höchſten Anſtrengung ſich erhalten; dies, und die Schnelligkeit mit der er der andrängenden Volksmenge auswich, hatte ihn ſo erſchöpft, daß er wie bewußtlos auf einen großen Thürſtein, der in der Nähe eines Hauſes vielleicht zum Ruhen diente, niederſank. Doch erholte er ſich bald, und ſein erſter Blick fiel auf das Frauenzimmer in ſeinen Armen. Er wurde durch ihre außerordentliche Schönheit wunderbar überraſcht. Sie hing in ſeinen Armen wie ein ſchlafender Engel. Ihr Geſicht war blaß, aber ſehr ſchön und mit einer milden Anmuth übergoſſen, die Raphael ſeiner Madonna gab. Lange hellblonde Locken hingen wie glänzende Seide

über den blendenden Nacken, und schwammen nieder um die schönen, rund gewölbten Schultern, die ein lillafarbnes Gewand schön verhüllte und gegen die blendende Weiße der Schultern und des Nackens unendlich sanft erhob.

Sie schlug jetzt das Auge auf, und Karsting war, als habe sich mit ihm der Himmel geöffnet; sein reinster Abglanz war in dem glänzenden Blau, und seine Freuden schienen sich ahnend darin verhüllt zu haben.

Eine Purpurgluth überflog ihr himmlisches Gesicht, als sie sich in den Armen eines ihr fremden Mannes sah. Sie stand schnell, sich loswindend, auf, und blickte mit Schaam, Verwirrung und Schmerz um sich. Karsting erklärte ihr in wenig Worten den Zusammenhang, und bat sie um ihren Befehl, wo sie hingebracht zu werden wünsche. Die Wahrheit, mit der Karsting geredet hatte, und sein Gesicht, das so ganz dazu geschaffen war, Vertrauen zu erwerben, nahmen sie mit warmer Empfindung für ihn ein. Sie sagte ihm mit einer sehr süßen Stimme, sie vermöchte jetzt nicht, ihm so zu danken, wie sie wünsche. Mit schnell zunehmen-

der Besorgniß redete sie nun von ihrem Vater, der sie in die Domkirche begleitet hätte, aber in dem Augenblick, da sie aus der Kirche herausgegangen wären, durch das Gedränge von ihrem Arm losgerissen worden und schnell ihren Augen entzogen sey.

Karsting beruhigte sie durch die Gewißheit seines baldigen Wiederfindens, das so schwer nicht hielt, da sie ihr Absteigequartier wußte. Er fragte sie, ob sie keine Schmerzen von dem Gedränge bekommen hätte? Der linke Arm wurde ihr wahrscheinlich gedrückt: er schmerzte sie sehr, antwortete sie.

Einige Miethkutschen, die sich in der nahen Nebenstraße, nicht weit von der Kirche, versammelten, kamen sehr erwünscht, und Karsting hob schnell seine Gefundene in eine derselben, sagte den Namen des Gasthofs, und sprang nach in den Wagen, indem er sich ehrfurchtsvoll bei ihr, die nun an seiner Seite saß, wegen dieser Freiheit entschuldigte; er könne sie aber nicht ohne die größte Unruhe jedem neuen Zufall allein überlassen, und sie möchte gütig seine Begleitung annehmen, bis er durch die Gegenwart ihres Vaters über jede

Besorgniß gesichert, sie verlassen könne.

Sie sagte ihm wenige Worte, aber von einem Blick begleitet, der seine Seele ergriff. Beide schwiegen, zu beschäftigt mit der Erinnerung des Vergangenen.

Erst, als der Wagen vor der Thür eines grossen Hauses still hielt, erwachte Karsting aus seinen Träumereien. Mit ängstlicher Hast fragte die Unbekannte den herbeieilenden Diener nach ihrem Vater. Er sey noch nicht zurückgekehrt, war die Antwort. „O Gott!“ rief sie, „jetzt sucht er mich gewiß mit der tödtlichsten Angst.“

„Lassen sie mich zurückkehren und ihn davon befreien; ich kenne in der Gegend jede Straße, bald werde ich ihn gefunden haben.“ Er übergab sie bei diesen Worten ihrer Kammerfrau, die in die Thür trat und ängstlich nach dem Vater ihrer Miß fragte, und warf sich wieder in den Wagen, indem er den Kutscher durch Versprechungen zur größten Eile antrieb.

Er langte bald auf dem Platze an, und erst jetzt fiel ihm ein, daß er den Namen des Mannes nicht einmal kenne, den er suchte. Doch durch die

Frage der Kammerfrau schloß er, sie seyen Engländer, und dies war ein kleiner Strahl des Lichts in der dunkeln Nacht, der seine Schritte leiten konnte.

Der Platz war noch angefüllt mit Menschen. Er drängte sich durch die dichtesten Reihen, und fragte nach einem ältlichen Engländer, aber Niemand wollte einen solchen bemerkt haben. So ging er eine Stunde in der qualvollsten Ungewißheit, und forschte bei Allen ohne Erfolg. Endlich suchte er in den Nebenstraßen, und in einer derselben sah er einen Mann, der ihm der Kleidung nach ein Fremder zu seyn schien, sich durch die auch hier noch dicht zusammengedrängten Menschen athemlos winden und mit ängstlicher Geberde nach etwas fragen. Er erreichte ihn glücklich, und fragte schnell, ob er ein Frauenzimmer suche?

„Wissen Sie mir Nachricht von einem zu geben?" antwortete der Fremde, indem der Ausdruck der freudigsten Ueberraschung sein Gesicht bezeichnete, und ein langer Athemzug die gehabte Angst verrieth.

Karsting sagte ihm, daß seine Tochter in ihrer Wohnung seiner mit Ungeduld harre; und nachdem sich beide in eine Miethkutsche gesetzt hatten, erzählte Karsting, auf die Fragen des Engländers, den glücklichen Zufall, dem er es allein zu verdanken hätte, daß er seiner Tochter den kleinen Dienst hätte leisten können.

„Meine Tochter wird darüber am besten entscheiden, ob dieser Dienst klein oder groß war," sagte der Engländer freundlich.

Sie langten vor dem Gasthof an, und der Engländer führte Karsting in das Zimmer seiner Tochter. „Hier bringe ich Deinen Schutzgeist," rief der Vater, sie mit Zärtlichkeit umarmend.

„Er ist es doppelt, da er mir den Vater zuführt. O Sie glauben nicht, in welche unaussprechliche Angst mich der Augenblick versetzte, der mich von ihrer Hand losriß, es war mir, als würde ich allein, hülflos in eine fremde Welt gestoßen, als sey ich verloren."

„Jetzt wollen wir froh den glücklichen Ausgang genießen. Sie, mein Freund, bleiben bei

uns. Nach einem solchen Finden trennt man sich so bald nicht.“

Karsting blieb; blieb den Mittag und den Abend. Erst spät trennte man sich, als hätte man Jahre lang zusammen gelebt.

Karsting erfuhr nach wenigen Minuten von dem Vater, daß sie erst einige Tage in Neapel seyen. Den Entschluß, Italien zu bereisen, hatte eine schwächliche Gesundheit veranlaßt, Reichthum und Unabhängigkeit unterstützt. Die Ausführung hatte den besten Erfolg; der in seinem Vaterlande Kränkelnde fühlte sich hier sehr wohl, und die Gegend und Lage Neapels reizte ihn, sich hier auf unbestimmte Zeit aufzuhalten.

Vater und Tochter behandelten ihn als einen alten Freund, und Emmy, Stansens Tochter, erhielt mit dem Blick auf Karsting neue Reize. Ihr Wesen war dann so unbeschreiblich sanft, ihre Stimme so süß und bebend, und ihre Augen hatten einen so ungewöhnlichen Glanz, ein leises Schmachten, das als die schönste Natur zu dem Fühlloseſten gesprochen hätte. Karsting war begeistert durch ihre Gestalt — durch die seltene Har-

monie der vollkommenen Schönheit war es der Maler, — der Mensch durch die einer himmlischen Seele mit diesem Körper. Emmy zu sehen, zu hören, sich den süßen Wohllauten ihrer Rede ganz hinzugeben, nur in ihr zu leben, war Karstings Daseyn. In wonniger Vergessenheit alles Vergangenen, in süßer Ruhe wegen des Zukünftigen, genoß er den Augenblick im reinsten aller Genüsse — in schweigender, zart keimender Liebe. Diese Momente, die Ewigkeit und Seligkeit wunderbar vereinigen — sie nur gaben unserer armen Sprache diese Wörter, sie bezeichnen die Empfindungen, die uns allein werth machen der Hofnung auf Beide.

Karsting ging mit dem Gefühl: Ich habe gelebt und geliebt, wenn mich der Tod auch in dem Augenblick ruft, ich komme — nicht arm, dürftig, ein Bettler, dem das Leben nichts gab — nein, reich und mit einem Herzen voll Seligkeit — es umfaßt eine Ewigkeit, und läßt sie nicht. Ich verlange einen Himmel — denn ich kenne diese meine Heimath. Ich glaube an einen Gott; er erhob mich zu seinem Ebenbilde — ein Strahl sei-

nes Abglanzes hat meine Seele erhellt — die Liebe läßt uns ihn ahnen — er ist ihr großer, heiliger Urquell.

Nur in den Momenten, wo ein leises, erhöhtes Leben uns anweht, wo unser Herz wunderbar bewegt, unsre Seele erfüllt ist, ohne Wünsche, ohne Zweifel, ganz Hofnung und Bewußtseyn — nur in diesen fällt die Scheidewand, die den Himmel von der Erde trennt. Es ist wieder das erste Paradies, nichts haben wir verloren — Alles, Alles gewonnen. Aber nur von diesen kurzen, einzigen Momenten dürfen wir es behaupten. Bald schwindet der Himmel, die reine höhere Existenz, dies unbeschreibliche, nur empfundene Glück, nur von den Auserwählten des edelsten Sinnes gekannt, und von diesen nur die heiligen Minuten, wo sich die Geister finden, und wo man nur Gott und Unsterblichkeit denkt, wo wir uns als ein Heiligthum betrachten, und die Geliebte ein heiliger Engel ist, der sich darin niederläßt und es wahrt vor allem Unheiligen.

Sollen wir nicht trauern, daß dies Paradies so bald schwindet? — Nein, wir bleiben Menschen!

Wohl denen, die aus Engeln glückliche Menschen werden, die einen reinen Sinn, die schönste Zierde der Engel und Menschen, sich erhalten! Wehmüthig süß wird dann der Rückblick in das verlorene Paradies seyn; aber froh und gläubig wird das Auge sich empor richten, die glücklichen reinen Menschen werden wieder Engel — wir mußten den Himmel kennen und verlieren, um ihn zu verdienen.

Karsting war zum Frühstück eingeladen; und wie den Morgen, so brachte er nun jeden bei Stansons zu. Nachmittags wurden Landparthieen, Wasserfahrten oder kleinere Spaziergänge zusammen gemacht, und der Abend im Theater, in Gesellschaften, oder allein, und dann am schönsten, zugebracht.

Bald war Karsting dem alten Stanson unentbehrlich geworden. Er war nicht einseitig für seine Kunst gebildet, nur in spätern Jahren hatte sie ihn ausschließend, als sein höchstes Ziel, beschäftigt, und in der Einsamkeit, die sie verlangte, sowohl vor allen Klippen des Lasters bewahrt, als ihm früh Energie und eine seltene Kraft des

Geiſtes gegeben. Er hatte viel gedacht, ſeine Welt gebildet, ſie in ſich verſchloſſen. Jetzt war der Moment, wo ſich ihm eine neue Außenwelt entwickelte, wo er verſchwenderiſch ſeinen innern Reichthum hingab, um eben ſo viel, ihm unendlich mehr dünkend, zu erhalten.

Emmy war in Wahrheit die verwandte, vereinzelte Hälfte ſeines Weſens. In der Einſamkeit eines ſchönen Landſitzes erzogen, hatte ihre Seele nur die reinen, ſtillen und doch kräftigen Eindrücke der Natur erhalten. Die Kunſt war ihr fremd, wenn man die Ausübung derſelben ſo nennt; aber in ihrer Seele war die wahre Kunſt, der Sinn, der ächt himmliſche, ſo verwebt mit dem für die Natur, daß beide ein ſchönes Ganzes ausmachten. Der edle brittiſche Geſchmack ihres Vaters, auf Reiſen gebildet, hatte manches Kunſtwerk mit in die ſchöne Heimath gebracht, und Alles, was ſie von früher Jugend umgab, bildete bei ihr jene Harmonie der Schönheit und Güte, die als höchſter Geſichtspunkt alles Wiſſens ſo ſelten aufgefaßt wird.

Bald machten die beiden verwandten Seelen

nur ein Ganzes aus. Emmy lebte nur in Karsting. Seine Vorzüge, die sich mit jedem Tage ihr mehr entwickelten, waren ihr ein hoher, stiller Triumph; sie betete ihn an, und ihr Geist neigte sich lauschend zu ihm, und wurde durch seine Nähe vollkommner. So wird die einfache Blume durch die Nähe der gefüllten reicher an Blättern, und gewinnt an Schönheit durch diese.

An dem Tage, wo ihn Olimpia wiedersah, ging er mit dem alten Stanson vorbei. Es war Emmys Geburtstag. Der Vater hatte es ihm vor wenig Augenblicken gesagt, und mit ihm berathschlagt, durch welches kleine Fest sie ihn feiern wollten. Beide stimmten darin überein, daß der schöne Tag in der freien schönen Natur gefeiert werden sollte. Karsting übernahm es, einen Ort zu wählen und zugleich einige kleine Einrichtungen zu besorgen; der Vater wollte indeß einige Geschenke einkaufen. Beide hatten sich unter einem Vorwande aus Stansons Wohnung entfernt, und redeten auf dem Wege das Nähere ab. Der Zufall führte sie bei Olimpiens Wohnung vorbei, da sie sonst diesen Weg nie gingen. Karsting übersah

sie jetzt flüchtig, und daß er sonst hier in der lebhaftesten Erwartung geweilt hatte, schien ihm ein Traum. „War es möglich, daß du hier auf einen Schatten hoffen konntest, den deine Fantasie belebte? Die Kunst veranlaßte diese Fieberträume. Ich suchte ein verwirklichtes Ideal der Schönheit, und die getäuschte Erwartung warf mich auf den Gipfel wahnsinniger Leidenschaft. Heute wurde mir Leben, Rettung von dem Tode geboren. Wahrheit, Schönheit, Liebe wurden heute vereinigt mit der Welt — nein, mir gegeben!"

Olimpia war jetzt diesem Geiste nichts mehr, dem Herzen war sie nie etwas gewesen; nur die Fantasie hatte den Zauberspiegel geschliffen, in dem sich in optischer Täuschung die Bilder der Schönheit zeigten.

Arme Olimpia! wie viele deiner Schwestern werden durch diesen Zauberspiegel, der sich den Augen der Männer unaufhörlich darstellt, um ihre Ruhe betrogen. Oft selbst durch ihn getäuscht, wähnen sie zu lieben, wenn diese bunten Gemälde sie beschäftigen, und zeichnen sie mit glühenden Farben der Wahrheit in das weibliche Herz, wo

sie mit unauslöschbaren Zügen einer Ewigkeit trotzen, indeß der nächste Augenblick ihnen neue Erscheinungen giebt, welche die ersten eben so schnell verdrängen, als sie entstanden. Möchten doch die, die diese Täuschung aus Unwissenheit und Leichtsinn unternehmen, durch die schrecklichen Folgen, die immer daraus entstehen — mögen sie nun in Thaten, vor denen die Empfindung schaudert, oder in verzweiflendem Gram, in menschenfeindlicher Apathie, oder in bitterm Spott, den das ganze Geschlecht dann zu entgelten hat; in Koketterie, die lachend, nach der Erfahrung des Betrugs, an der Liebe zweifelnd, mit Herzen spielt und sie oft verzweifeln macht, bestehen; — sie sind immer schrecklich, und wenn sie auch gewöhnlich in dem betrogenen Herzen verschlossen bleiben, tausend nicht zu berechnende Folgen klagen die erste Veranlassung an, und oft wird der Leichtsinnige, der Liebe zeigte, ohne sie wahr zu empfinden, von der alten Matrone noch in der Todesstunde verflucht, da er den ersten Keim zu menschenfeindlichen Thaten, zu den oft empörendsten Verbrechen in das Herz der blühenden Jungfrau legte — Kinder und En-

kel können ihm dann noch fluchen, wenn die in ſtiller Verzweiflung ſich vernachläſſigende Mutter, nicht den ſchönen Keim der Tugend pflegend, ſie um das irdiſche, vielleicht auch das himmliſche Glück brachte, das nur unter dieſen Blüthen und Früchten weilen kann. Selten iſt das große weibliche Herz, das durch Täuſchung nur größer, durch Betrug nur liebender, die Empfindung für einen unwerthen Gegenſtand der Menſchheit weiht, und ſich, über ſich und die Vergänglichkeit erhebend, dem Unglück trotzend, den Schmerz beſiegend, einer höhern Vollkommenheit weiht, glaubend und hoffend voll himmliſchen Vertrauens zur Gottheit emporblickt, und bei dem Vater der Menſchen die Liebe findet und ihm weihet, die er als reinen Lichtſtrahl des Lebens in die Seele legte, und die ein ſolches Herz, ſie über die ganze Natur ausgegoſſen findend und ihr erwiedernd, zur Quelle des reinſten Lebensgenuſſes erheben wird. Dieſe wenigen Auserwählten, die den Namen ächter Weiblichkeit bewahrend, ihn zu dem ſchönſten der Tugend machen; dieſe können den Leichtſinnigen nicht beruhigen. Wer ſah die unendlichen

Schmerzen, die ihrem Siege vorhergingen — wer zählt die Thränen, die leisen Seufzer, die die Erinnerung hervordrängt? Und wenn auch die Heiterkeit der Tugend, das Bewußtseyn ihre Seele schmückt, so ist dies ihr Werk, das, hoher Vollkommenheit, die den Leichtsinnigen beschämen, nie beruhigen kann; es macht seine Schuld nicht kleiner.

Karsling war zu entschuldigen. Dieser Fall war ein so seltener, das Schicksal veranlaßte so wunderbar zusammentreffende Umstände, die ihn an dem größten Theil der Folgen ganz unschuldig seyn ließen; sein Bewußtseyn war darin so rein — er hatte Olimpien nie gesprochen, und ahnete in dem Augenblick, als er in leidenschaftlicher Begeisterung den Rosenzweig hinauf warf, nicht, daß Olimpia seine Worte hörte; er kannte sie nicht, nicht einmal ihre Gestalt, ihr Gesicht; es war nicht Untreue, nicht einmal Wankelmuth, was ihn sie vergessen lehrte — nein! Wahrheit gegen Täuschung, gegen seine eigne: sein Herz sehnte sich nach Liebe, ohne es selbst zu wissen, empfand die Sehnsucht nach einem Ideal der Schönheit, nach

einem gleich empfindenden Wesen, das die drückende Leere seiner liebenden Seele auszufüllen im Stande se. Emmy füllte sie jetzt ganz, hatte ihn zu einem schönern Leben geweckt. Das Bild kranker Fantasie mußte schwinden.

Karsting führte Emmy und ihren Vater erst in den spätern Nachmittagsstunden hinaus in's Freie. Der Tag war heiß, und erst jetzt athmete draußen eine erquickende Kühle. In Gegenwart des Vaters hatte er ihr Glück gewünscht, aber die wenigen Worte hatten sein volles Herz nicht erleichtern können; er fühlte, wie viel er ihr sagen wollte, sagen mußte, und jede Minute mehrte die Sehnsucht danach, bis zu einem Schmerz, der ihn still und verschlossen machte. Zum erstenmal fühlte er diese Empfindung, bisher hatte ihm der schweigende Genuß der Gegenwart genügt. Jetzt drängte sich eine Fülle des Entzückens, neu erwachter Wünsche und Hofnungen, die sich auszusprechen sehnten, in dem ängstlich klopfenden Herzen.

Nachdem sie die Stadt im Rücken hatten und im Freien den Wagen verließen, um die

Gegend zu durchwandern, fühlte sich Karsting von einer großen Last erleichtert. Seine Seele lag wieder offen und heiter vor den Blicken der Theuern, die mit ihm waren, wie die große schöne Natur, die sie umgab.

Nach einem angenehmen Spaziergang führte er sie in den Garten des Karthäuser-Klosters, das auf einem Berge nahe dem Kastell St. Elmo steht, wo man eine unendlich schöne Aussicht hat. Sie nahmen auf einer kleinen Anhöhe, außer den Mauern des Klosters, eine kleine gewählte Mahlzeit, die Karsting hierher bestellt hatte, ein, und überließen sich auf dem sammtnen Rasen, unter den lieblichen, überschattenden, blühenden Kastanien, der süßesten Ruhe und eines erhöhten Wohlseyns, das uns nie reiner, als im Schooße der Natur zu Theil wird.

Eine von den himmlischen Nächten Italiens sank allmählig herab auf ihr Lager von Mirthen- und Orangenblüthen; ein berauschender Duft stieg empor bei ihrem still feierlichen Empfang. Sie breitete sorgend den Perlenmantel über Florens Kinder, und jedes Grashälmchen erhob dankend

sein damit geschmücktes Haupt und athmete erfrischende Kühle.

„Die Außenwelt ist schlafen gegangen, und die innere der Geister erwacht um so kräftiger,“ sagte Karsling still begeistert. „Das köstlichste Desert auf der Tafel des heutigen Genusses erwartet uns.“

Beide sahen ihn fragend an. Er nahm Emmys Arm in den seinigen, drückte ihn leise bebend an die Brust, und führte sie schweigend in den Garten des Klosters zu einem Platz, wo sie noch nicht gewesen waren.

Ein Zauberschleier schien aufgezogen. Vor ihnen lag die Stadt Neapel im hellen Aetherglanz der heitern Luft, seitwärts das Meer im sanften Rosenschimmer des Mondes, der im reinsten Aether schwamm, und wie er im höchsten Purpur oben glänzte, mit dem leisesten Rosenschimmer die Wellen säumte. Die Inseln Ischia, Procida, mit mehrern ihrer Schwestern, lagen in weichen Dunstwölkchen zerstreut, aber nicht verdeckt, in stiller Ruhe, wie die glücklichen Inseln des Südmeers. Fernhin rauchte der Vesuv und stieß seine

glühenden Eingeweide hoch in die Luft — schrecklich schön erhöhte er durch sein Feuer den milden Glanz des Mondes zu einem hellen des Tages, und seine Feuersäule zitterte dunkelroth in den leichten spielenden Wellen des ruhigen Meers.

Mit trunknem Blick übersah Emmy diese Welt voll unaussprechlicher Schönheit, ein leises „Ach!" dehnte mit süßer entzückender Allgewalt die bebende Brust, und ein fast unmerklicher Druck ihrer Hand begleitete den Ausdruck ihres Gefühls.

„O Gott, wie schön!" rief Stanson, und warf sich auf eine nahe Rasenbank, sich ganz im Anschauen der Gegend versenkend.

„Emmy!" flüsterte der Glückliche an ihrer Seite, „mir ist an dieser Schönheit nicht genug, ich möchte sie in dem reinen Spiegel einer himmlischen Seele wiederstrahlen sehen, wie dort in dem klaren Wasserspiegel der Mond unendlich reizender ist, als da, wo ihn jedes Auge sieht."

„Ihnen verdanken wir den himmlischen Anblick, den ganzen Genuß des schönen Abends. Jede Freude, die ich hier empfand, nennt Sie ihren Schöpfer."

Karsting schlang sanft den Arm um das herrliche Mädchen, und sah ihr mit einem Blick in's Auge, in dem sein ganzer Himmel lag.

„Der heutige Tag ist der Schöpfer meiner Seligkeit; an ihm wurde Emmy geboren — erst jetzt weiß ich, was hohe, reine Freude, was irdische Seligkeit ist — dieser Tag hat sie mir geschenkt."

„Auch ich habe sie erst heute empfunden. O wie schön haben Sie mir den Tag geschmückt, lieber Karsting!"

„Jetzt möchte ich sterben, Emmy!" rief er, sie innig umfassend; „so an diesem Engelherzen, in der Minute der höchsten Wonne — was hat das Leben nach diesem Tage — Trennung?"

„Nein, Karsting," lispelte Emmy, ihr Lockenköpfchen an seine Brust lehnend, und sich sanft und innig an ihn schmiegend, „nun hat das Leben keine Trennung mehr, es würde hier still stehen, wie eine Uhr, in der das vornehmste Rad fehlte."

„Meine Emmy! bist Du wirklich mein?" rief er außer sich, und stürzte zu ihren Füßen. Dich selbst hätte der heutige Tag mir geschenkt?"

„Mein Karsting!" —

Sie ruhte in seinen Armen, und der heilige Kuß der reinen Liebe berührte ihre Lippen. Die Seelen schienen durch die Lippen getauscht. Hohe Ruhe, seliges Vertrauen, Frieden der Gottheit wehte um Beide — Eins fühlte nur in dem Andern — sie waren Eins.

Stanson hielt sie stumm umarmt. „Der Gott, der diese Welt so schön erschuf, der die Liebe in Eure Herzen goß, und in ihr die Natur in ewiger, heiliger Harmonie erhält — er segne sie und erhalte Euch in ihr. Ihr seyd für einander geschaffen, längst habe ich dies erkannt.“

Erst nach einigen Stunden schieden sie von dem geheiligten Orte — sie zu beschreiben, wäre vergebens. Wer nie Stunden verlebte, die eine Ewigkeit aufwiegen, würde sie nicht verstehen, und der Glückliche, dem sie wurden, blicke hin mit rückwärts gewandtem Gesicht, und genieße in der Erinnerung.

Wenige Wochen darauf war der Tag, an dem Stanson sich mit Emmys Mutter verbunden hatte. Er, dem dieser noch immer ein hohes Fest war, wünschte ihn durch die Verbindung der Toch-

ter zu heiligen, und so seine doppelte Feier zu begehen. „„Dein Glück gründe sich wie das meinige an diesem Tage. Die Liebe hat mich sehr glücklich gemacht. Zwei Jahre darauf erhöhte sich dies Glück durch Deine Geburt, und dauerte so noch zwölf Jahre; dann trennte uns der Tod — doch nur auf kurze Zeit, ich sehe sie bald wieder, und traure nicht.“

Olimpia lauschte an den folgenden Tagen oft stundenlang hinter den Jalousien — denn jeder kleine Schlummer des kranken Vaters wurde so benutzt — allein vergebens. Ihres Vaters Krankheit nahm zu; sie konnte acht Tage keine Minute von seinem Lager kommen, und am achten trug man sie ohnmächtig von seiner Leiche.

In den ersten Tagen war sie wie betäubt, kein heller Gedanke, keine deutliche Vorstellung kam in ihre erschütterte Seele; — dann gab sie sich dem gerechten Schmerz um den wahrhaft geliebten Vater ganz hin. Als der erste Schmerz vorüber war, kämpfte beständig ein mächtiges Gefühl gegen ihn, das auch diesen, ohne daß sie es wußte, verkürzt hatte.

Das Bild des sterbenden Vaters verblich allmählig, und das des geliebten Jünglings glühte in den lebhaftesten Farben des Lebens.

Jedes neue Gefühl des rückkehrenden Lebens, jeder Wunsch, jede Hoffnung nannte ihn — Alles was sie umgab hatte irgend einen Bezug, in den fremdesten Gegenständen fand sie Uebereinstimmung — Aehnlichkeit. — So, wenn gleich von ihm entfernt, lebte sie doch nur in ihm.

Die gänzliche Freiheit, in der sie sich nun befand, gab ihr eine bis dahin nicht gekannte Kraft des Geistes. So wußte sie ihren Vormund zu begegnen und sich ihre Freiheit zu sichern. Sie nahm zwar, ihr Zartgefühl gebot es, ohne andre Rücksicht, eine Duenna an; aber sie wählte unter mehreren ältlichen Damen die sanfteste, freimüthigste und angenehmste, und richtete dabei ihr Haus so ein, wie es in Neapel Sitte war. Sie nahm Kondolenzbesuche an, und näherte sich theilnehmend den ihr bisher fremden Menschen. Ihr Herz gab ihr hier den sichern Leitfaden; nur dadurch konnte sie dem Ziel aller Wünsche, dem Jüngling, sich nähern, und ohne Auszeichnung unter

andern Gesellschaften auch seine Erscheinung erwarten.

So bald, und so leicht, graziös und zwanglos, ist wohl nie aus einem steif und streng erzogenen Mädchen, die sich nie in Gesellschaft gezeigt hatte, ein solches geworden wie Olimpia. Die Liebe war ihre Lehrerin, und wo giebt es eine bessere? — Sie trat mit einer edlen Würde und leichten Grazie auf, die ihre Reize, welche der Ausdruck der Trauer, der sich um ihre Züge wie ein leichter Flor gehüllt hatte, unendlich anziehend machte, noch mehr erhob. Ihre Erscheinung setzte die ganze Welt von Neapel in die lebhafteste Bewunderung, und es war als erschiene eine Göttin. Sie besuchte zwar nur die Kapelle, aber ihr Haus war der Sammelplatz der feinen Welt, deren Ton sie ohne die Erfahrung, die ihn sonst nur lehrt, ganz sich geeignet hatte. Sie war theilnehmend, ohne Interesse zu erhalten, und zurückgezogen entzog sie sich doch nicht ganz. Nichts reizte sie, und so behielt sie die Allmacht ihres Reizes. Die Liebe hatte sie darin belehrt. Sie wollte die Gesellschaften unterhalten, aber sie unterhielten sie nicht, — wie die vorzüglichsten Weltmenschen, die sie nur

unterholten, um nicht aus den Connexionen zu kommen, um nicht abzutreten von dem Theater; übrigens fühlen sie die unerträglichste Leere und kämpfen immer mit der Langenweile um die Zeit.

So hatte sie sich wochenlang gemartert — jeder Tag konnte ihn ja bringen — irgend ein Mensch unter diesen ihn kennen, ihn ihr zuführen; darum waren ihr diese Menschen etwas, sie konnte sie gern kommen sehen, und bat sie wieder, trotz des getäuschten Wunsches für heute. Olimpia fiel nicht auf den Gedanken, ihn, den einzig Liebenswürdigen, diesen Menschen zu beschreiben. Wenn ihr auch ein solcher Gedanke kam, so verdrängte Schüchternheit, Delikatesse und das Gefühl der Liebe, die ihn lieber in dem stillen verborgenen Heiligthum des Herzens anbeten wollte, als dies Bild ihres Allerheiligsten ungeweihten Blicken enthüllen.

Endlich sank die Hoffnung, ihn auf diese Art zu finden. Sie wußte nicht einmal seinen Namen, nicht den Aufenthalt. — Er konnte schon weit entfernt, auf immer ihrem Auge entrückt seyn. Diese und ähnliche Ideen nahmen jetzt ihre

ganze Seele wechſelsweiſe mit der lebendigſten Hoffnung in Beſitz. Doch immer ſiegte die Liebe in Geſtalt der Hoffnung. — Wie konnte ſie ſich auch von der Empfindung trennen, die mit ihrer Seele ſo verwebt war, wie die Nerven und Adern mit dem Körper? Von ihr erhielt ſie alle Kraft des Daſeyns, ihre Seele war ja dadurch von ihrem langen Schlafe erwacht, ſie aufgeben, hieße darin zurückſinken. Und hatte ſie nicht gehört, daß er ſie liebe, anbete? — Dieſe Gewißheit erhielt ihren hohen Muth, ihn zu finden, und verjagte jeden quälenden Zweifel.

Der Einzug eines fremden Geſandten in Neapel, verſammelte das Publikum. Ueberall wurden Fenſter gemiethet, Balkons aufgeſchlagen und geſchmückt. Olimpia bat ſich in dem Hauſe einer Freundin ein Fenſter aus. Ihre Trauer verbot ihr eine öffentliche Erſcheinung, und doch mußte ſie dorthin — gewiß würde er ſich zeigen — und ihr Herz klopfte von freudiger Erwartung, den Geliebten, wenn er noch hier ſey, zu ſehen.

Schon ſchien ihre Erwartung getäuſcht, der Geſandte war vorbei gekommen, ohne daß ſie ihn, auf

den Alles ſah, erblickt hatte; denn ihre Augen ſuchten unaufhörlich unter der Menge, die vor dem Hauſe vorbeiſtrömte. Sie lehnte gedankenvoll im Fenſter — ſieh', da ging er vorüber am Arm eines Weibes. Ihre Seele faßte kaum das Entzücken, ihn zu ſehen. Heftiges Zittern überfiel ſie, und kein Gedanke war ihr möglich, als: „da iſt er!“

„Ein ſchönes Paar!“ rief Eine der Damen im benachbarten Fenſter.

„Wer ſind ſie?“ erwiederte eine Andre.

„Der Maler Karſting mit ſeiner jungen Gattin. Sie ſind erſt wenige Monate verheirathet, und man ſagt nicht genug von ihrem Glück. — Sie wohnen in meiner Nähe; dort iſt auch ihr Vater.“

Die letzten Worte hörte Olimpia nicht mehr. Nur die Worte: „Gattin — Glück,“ drehten ſich in feurigen Kreiſen um ihre Vorſtellung, und ſie ſank unter der Laſt der zernichtendſten Empfindungen dahin.

Alle Anweſende eilten herbei, und es wurden alle Mittel verſucht; doch lange vergebens. Endlich kehrte

ein unglückliches Bewußtſe.n zurück. Ihr Auge ſah um ſich, wie über eine Welt voll Leichen. „Meine Sänfte!“ ſagte ſie leiſe — und ſo eilte ſie am Arm ihrer Duenna aus dem Zimmer in die Sänfte, und wurde nach Haus gebracht. Niemand ahnte einen Zuſammenhang. Man ſchob dieſen Unfall auf den entwöhnten Genuß der friſchen Luft, die ſie einige Stunden eingeathmet hatte, und tadelte den harten Vater, der ſie ſo lange eingeſperrt gehalten; indem Alle ganz über-voll von Bewunderung von ihr waren.

Olimpia ſaß nun in ihrem Zimmer, wie von einer Starrſucht überfallen. Ihre Augen ruhten wie leblos auf den Gegenſtänden um ſie her. Sie ſchien empfindungslos für Alles, was ihre Duenna, die ſie ſehr liebte, unter den heftigſten Thränen ihr ſagte; und wie ein lebend Todter, ſprach und genoß ſie die erſten vier und zwanzig Stunden nichts. Dann ſchien ſie plötzlich aus einem tiefen Traum zu erwachen, nahm der Duenna, die in der höchſten Angſt ſie bat, etwas Stärkendes zu genießen, das Dargebotene mit einem ſonderbaren Lächeln ab, und ſchloß ſich dann, indem ſie dieſe

beruhigte, mit den Worten: „Es wird mir gewiß bald ganz besser werden!“ in ihr Kabinet.

Am folgenden Morgen erschien sie. Ihr Gesicht war sehr bleich und zeigte dem Kenner Spuren des schrecklichsten Kampfes; aber hier sah man sie ruhig, und die Unkundigen wurden getäuscht. Sie lebte wieder ihren Beschäftigungen, besuchte die Messe, und der Duenna schien keine Spur der Krankheit mehr vorhanden.

Sie sah wieder am Nachmittag die gewöhnliche Gesellschaft, sprach von ihrer Ohnmacht wie von einem körperlichen Uebel, das durch die Wirkung der Luft veranlaßt, welcher ihr durch den Verlust des Vaters und die Nachtwachen am Krankenbett geschwächter Körper entwöhnt sey, und Alle nahmen es als bekannt an.

Olimpia wußte geschickt den Gegenstand der Unterhaltung auf Malerei zu lenken. Jeder sagte ihr schmeichelnd, sie müsse sich auch malen lassen. Mehrere nannten dabei Karsting, der Meisterwerke der Kunst liefere, und führten verschiedene der Schönheiten Neapels als Beispiel zur Nachahmung an.

„Wie ich gestern durch einen andern jun-

gen Maler, ſeinen Freund, erfuhr, ſo hat dieſer Karſting ſehr lebhaft den Wunſch geäußert, Olimpien, als die Krone der Schönheiten Neapels, zu malen," ſagte Jemand von der Geſellſchaft.

„Ein entfernter Freund hat mich um mein Gemälde gebeten, ſo bald als möglich; ich war entſchloſſen, aber die Gelegenheit fehlte bisher." Die Faſſung, mit der ſie dieſes ſagte, war bewunderungswerth. Niemand bemerkte das geringſte von den Höllenqualen, die ihre Bruſt zerfleiſchten, wie der Geier des Promotheus.

Einige erboten ſich, den Maler bei ihr einzuführen. Sie dankte und ſagte, ſie würde dies Geſchäft ihrem Vormund auftragen, da ſie entſchloſſen ſey, dieſes Geſchäft, das ſie zerſtreue, fern von den Gegenſtänden ihrer Trauer zu beſorgen. Sie hörte dann die Wohnung beſtimmen, und nach wenigen Minuten darauf ſchied die Geſellſchaft.

Sie trug nun ihrem Vormund mit großer Ruhe auf, mit Karſting zu reden. Sie würde, ſagte ſie, aus den Urſachen, die er eben höre, ſich dort malen laſſen; er ſolle dies Karſting ſagen, und daß ſie um ein einſames Zimmer, fern von aller

Störung, bitte. „Ich bin dies bei Allem, was Geschäft heißt, gewohnt.“

Karsting wurde durch den Auftrag, Olimpia Lauresano zu malen, sehr überrascht. Er konnte sich nur mit Mühe fassen, und den Auftrag höchst schmeichelhaft nennen. Tausend verworrene Empfindungen erfüllten seine Seele, die Bilder der Vergangenheit schwebten wie Schatten vorüber, und erst am Busen der innigst geliebten Gattin, und im Genusse der freien Natur, wurde er wieder, wie sonst, ruhig und glücklich. Nur der erste Ueberblick dieser Begebenheit hatte ihn wunderbar ergriffen, erschüttert, ohne sich klar die Ursache vorstellen zu können. Aber so unerwartet die Olimpia malen zu sollen, die er zu sehen vor wenigen Monaten so leidenschaftlich geschmachtet hatte, dieses konnte er doch einen sonderbaren Zufall nennen, dachte er beruhigend; — „und was ist denn eigentlich Sonderbares dabei, daß sich die schöne Olimpia, wie so viele Andre, für ihren Geliebten, ihren abwesenden Verlobten malen läßt?“ — Nach wenigen Stunden nahm er es, wenn er ja daran dachte, als etwas sehr Gewöhnliches an, und sagte

seinen beiden Lieben, daß er die Stunden, wo er Olimpia Lauresano male, ganz ungestört von jeder Unterbrechung seyn zu wollen, versprochen habe.

„Wer ist diese Olimpia Lauresano?“ fragte Stanson.

„Eine der Schönheiten Neapels, die sich für ihren Verlobten malen läßt; und da der Verlust ihres Vaters ihr Haus zu einem Orte der Trauer machte, ein fremdes' zu dem Geschäft vorzieht. Ich sah nie ihr Gesicht.“

Karsting richtete in seiner neuen geräumigen Wohnung ein Zimmer, das sehr heiter und still lag, zu dem Geschäfte ein.

Olimpia wurde gemeldet. Karsting überflog ein leichter Schauer. Eine schwarz verhüllte Gestalt trat herein; die Duenna folgte. Olimpia blieb einige Sekunden stehen, indeß die Duenna die ersten Komplimente machte, dann warf sie den Schleier zurück und trat rasch zu Karsting. Bewunderung fesselte seine Zunge; er machte eine Bewegung des Erstaunens. Welche Göttergestalt schwebte da vor ihm; welche hohe Schönheit in

allen Zügen! Ihr großes Auge, deſſen Strahlen mit keinem andern zu vergleichen waren, hing an den Boden geſenkt, und hob ſich dann mit einem Blick voll Würde und Stolz — ganz das Ebenbild ihrer Mutter, einer edlen Römerin, ſchaute ſie um ſich her. Endlich, wie nach einem vergeblichen Kampf, blieb der Blick auf Karſting ruhen. Sie ſagte ihm einige Worte über ſeine Kunſt, doch ſo gewählt, daß er nichts Schmeichelhaftes darauf zu ſagen hatte; und frogte ihn dann, wie lange er an dem Bilde malen würde. Der Ton ihrer Stimme war gefaßt und ernſt, doch Jemand, der ſie oft gehört hatte, würde ſie etwas verändert gefunden haben; es fehlte ihr an Athem, und dies machte ihre Stimme ſtärker und zugleich bebender. Die Duenna, die mit der ihr eignen Beſcheidenheit bei dieſem Geſpräch in ein entferntes Fenſter getreten war, bemerkte nichts.

Karſting hatte Zeit gehabt ſich zu ſammeln; er antwortete jetzt, und beſtimmte die Zeit, in der das Gemälde fertig ſeyn ſolle. Ueber Olimpia's Geſicht ſchwebte dabei ein ſonderbares Lächeln voll Schmerz. Er konnte es nicht deuten; es fiel ihm nicht auf.

Sie nahm nun ihren Platz ein. „Diese Kleidung malen Sie jetzt nicht, ich werde nicht mehr trauern, wenn ich zum letztenmal hier sitze," sagte sie bestimmt.

„Die Fassung bestimmt den Werth der Perle nicht," erwiederte Karsting, indem er sich ihr gegenüber an die Staffelei setzte.

Sie drückte in krampfhafter Bewegung ihre Hand auf das Herz voll Schmerz, und zeigte keine Spur davon.

Karsting saß nun — seine Blicke ruhten fest auf den idealisch schönen Zügen — jetzt wollte er anfangen — aber nein, dieses Gesicht erforderte längeres Studium, eine solche römische Nase, so kühn, und dabei so zart weiblich, einen solchen feinen Mund, solche Augen, hatte er nie vereinigt gefunden.

„Verzeihen Sie, Sennora! ich fühle mich heute zum erstenmal einen Stümper. Dem großen Meister, der dieses Werk (auf sie zeigend) schuf, wird Niemand eine ganz treue Kopie nachbilden."

Olimpia kam täglich. Das Gemälde machte

große Fortschritte, und nahte der Vollendung. Das erstemal hatte sie wenig geredet, an den folgenden Tagen schwieg sie immer, und wenn sie ihr Haus betrat, schloß sie sich unter dem Vorwande, Briefe zu schreiben, in ihr Kabinet. Sie sah Gesellschaft, war aber noch untheilnehmender als sonst, und hatte gewöhnlich die Entschuldigung von Kopfschmerz.

Das Bild war vollendet bis auf das Gewand; nur die Umrisse waren von diesem da. Zur bestimmten Stunde erschien Olimpia, geschmückt wie die Braut Gottes. Aus Rosenduft schien ihr Gewand gewebt, mit reichen Agraffen von Edelsteinen an Busen und Schultern gehalten. Ihre wunderschönen, reichen, glänzend schwarzen Locken waren mit Orangenblüthen durchflochten und mit Brillanten befestigt. An der einen Seite war den köstlichen Fesseln eine reizende Locke entflohen, und blähte sich stolz auf dem Busen, rein und weiß wie Schwanenfieder. Ein höheres Roth überflog bei ihrem Eintritt ihre zarte Wange, und machte sie nur schöner, da der Mangel an lebhafter Farbe der einzige war, den man

dieſem tadelloſen Geſicht bei aller Aufmerkſamkeit abgewinnen konnte.

Sie kam allein. Karſting glaubte hier die Röthe als Zartgefühl zu deuten, da ſie wohl noch nie allein mit einem Manne war. Nie fühlte er die Macht der Schönheit ſo wie in dem Moment, ſeine Seele war trunken von dem Zauber dieſer Geſtalt.

„Mit welcher Göttin darf ich Sie heute vergleichen, Sennora?“ ſagte er mit warmer Ehrerbietung. Helena oder Kleopatra — die ſchönſten Sterblichen, ſcheinen mir arm in dem Augenblick.“

„Waren ſie es nicht,“ ſagte Olimpia in einem ernſt wehmüthigen Tone, „in ihrem Innern? Kleopatra erſchien mir immer klein; man kennt ihr Geſicht, von körperlichem Schmerz verzogen, er war größer als ihr Geiſt.“ Sie ſetzte ſich bei dieſen Worten — Karſting mußte malen.

Das Bild war vollendet. — Olimpia ſank zuſammen, ein Schauder hatte ihre Nerven ergriffen — ſie wurde heftig erſchüttert. — Karſting trug ſie auf's Sopha. Mit einem hellen Blick richtete ſie ſich auf, zog aus einem verhüllten ſilbernen Körbchen den welken Roſenzweig — küßte ihn und

ſteckte ihn an den Buſen. „Ihr ſeyd ſo welk, Blumen der Liebe, und ich habe euch doch Tag und Nacht mit meinen Thränen erfriſcht — bald blüht ihr mit mir in einem ſchönern Frühling — mir iſt hier keiner geworden!“

Karſting lag zu ihren Füßen bewußtlos, wie ein Blitz hatte ihn der Anblick der Roſen getroffen.

Sanft beugte ſie ſich über ihn und ſagte leiſe: „Karſting!“ — Er ſchien nicht zu hören. — Sie ergriff ſeine Hand mit beiden — „o einzig Geliebter, ſey ſtark in der Minute des Todes. Sie iſt die ſchönſte, die mir wurde, bei Dir konnte ich nicht leben, laß mich denn hier ſterben!!“ — Ihr Geſicht glänzte vor Entzücken, und nie ſprach die Liebe beredter, als aus ihren ſchönen Zügen. —

Karſting hob langſam ſein Geſicht zu ihr empor, und ergriffen von ihrer Liebe, umſchlang er ſie und drückte ſie in ſtummer Verzweiflung an ſein hörbar klopfendes Herz.

Sie ruhte einen Augenblick an ſeinem Buſen, richtete dann mit himmliſcher Verklärung ihr Auge auf ihn, als wolle ſie ſein Bild für eine Ewig-

keit bewahren, und rief, in seinen Anblick versunken, mit leiser, bebender Stimme: „O ich bin glücklich!“

Karsting war überwältigt und außer sich — seine Lippen sanken auf die ihrigen — ein langer Kuß — dann wollte er sich losreißen. Gott, welcher Anblick! Sie sank zurück, ihr Geist war entflohen in dem Kuß — noch schien die Wonne der Seligen auf den Lippen zu weilen.

Er schrie laut in der höchsten Verzweiflung. Da lag die herrliche Gestalt, bleich und kalt — jeder Funke des Lebens war ausgelöscht — ihre Reize zerstört — aber noch immer, als Ruine von dem was sie gewesen war, schön. Die Pracht ihres Anzugs — die schimmernden Juwelen, die ihr armes gedrücktes Herz, das so viel Schmerz in sich verschlossen hatte, so kalt und glänzend bedeckten, wie die Fesseln der Convenienz es kalt und fühllos umgeben hatten, da es so warm, so liebend schlug — darüber die welken Rosen, an denen die verblichenen der Wangen schwesterlich ruhten — dieses Alles machte einen schaudervollen Anblick.

Stanson und Emmy stürzten, erschreckt durch

Karstings Geschrei, herein — und erstarrt, durch das was sie erblickten, blieben sie stehen. Emmy warf sich neben den vor dem Sopha liegenden Karsting. Er war sprachlos.

Stanson blickte nach Aufklärung des Räthsels umher. In dem silbernen Körbchen lag ein Papier, auf dem er die wenigen Worte fand: „Lebe wohl, Karsting! — Sey glücklich! — Ich bin es, wenn Du dies lieseſt. Ohne Dich konnte ich nicht leben, bei Dir will ich sterben. Die Vollendung des Bildes ist die Minute der Zerstörung des Originals — Gift —"

Karsting sprang wild auf. —

„Willst Du auch Deine Emmy sterben sehen, mit ihr das Pfand der Liebe unter ihrem Herzen?" fragte diese mit unaussprechlichem Tone; der schönste Muth, der, hoher, sanfter Weiblichkeit, beseelte ihre Gestalt.

„Emmy!" rief er, und sank müde, erschöpft an ihr Herz. Sie leitete ihn, wie eine liebende Mutter das Kind, sein Gesicht an ihren Busen gedrückt, mit dem Schleier es sorgend verhüllt, hinweg.

„Ich liebe Dich einzig, Emmy! aber glücklich werde ich nie wieder seyn!“ rief er, als er sich etwas erholt hatte.

Olimpiens Vormund wurde von dem Vorfall benachrichtigt. In ihrem Kabinet fand man ihren letzten Willen. Die Hälfte ihres sehr großen Vermögens war zur Aussteuer für arme Mädchen bestimmt. Ihre Duenna erhielt ein Drittel der andern Hälfte, der Vormund eben so viel, das Uebrige sollte unter die Dienerschaft getheilt werden. Ihren sehr kostbaren Schmuck bestimmte sie für Karstings erstes Kind. Sie hatte diese Verordnung sehr feierlich geendigt und an dem ersten Tage, wo das Bild angefangen wurde, gerichtlich machen lassen; das Original hatte sie bei dem Gericht niedergelegt.

Daß sie an diesem Tage Gift genommen, und dabei bestimmt wußte, wann es denn Tod bringen würde, sah man aus mehreren Umständen. Noch am letzten Tage hatte sie Mehreres geschrieben; Alles ernst wehmüthig und mit großer Fassung. Sie hatte geäußert, ihr Vormund möchte es dem von dem Vater bestimmten Verlobten

ſchreiben; ſie könne es nicht, er ſey ihr zuwider. Uebrigens habe er auch nicht auf die entfernteſte Art zu ihrem Entſchluſſe beigetragen. Sie ſey ſeit dem Tode ihres Vaters unabhängig von jedem andern Willen, als den ihren. Alle Männer ſe en ihr mehr als gleichgültig — nur Einer ſey für ſie jetzt und in alle Ewigkeit da. Dieſe würde ſie einſt vereinigen, und wenn er im Himmel ſey, würde ſie glücklich ſeyn. Gott würde ſie nicht trennen — er habe ja auch ſie zum Glück geſchaffen.

In der letzten Stunde hatte ſie noch geſchrieben; die Feder war friſch eingetaucht und flüchtig aus der Hand gelegt:

„Meiner Liebe Roſen ſind verblichen,
Ach, verſchwunden ihres Zaubers Pracht!
Farblos ſind die Wangen, die euch glichen;
Aber bald erſcheint der Frühling — ſeht, es tagt!“ —

Karſting hatte in der erſten Verzweiflung geſchworen, nie wieder einen Pinſel anzurühren. Er warf die Staffelei und allen Zubehör in's

Feuer. Ein großer Verluſt für die Kunſt, der ihn nie reuete. — Jedes Bild erregte, auch in ſpätern Zeiten, einen Schauder bei ihm.

Den Tag nach der ſchrecklichen Begebenheit reiſete die Familie von Neapel ab. Emmy hatte den ganzen Zuſammenhang erfahren, und ihrer Liebe, ihrer zarten Sorge verdankte Karſting Vernunft und Leben.

Die erſte Zeit war er immer tiefſinnig, und Olimpia beſchäftigte ihn unaufhörlich. Doch das treue, liebende Weib ſiegte. Sie fand in ihrem Herzen die Gewißheit, daß Karſting ſie liebte, einzig liebte, und in ihr eine mächtige Stütze, wenn ihr Muth ſinken wollte, da Karſting ſeit Olimpiens Tode wie vernichtet, ſtumpf und gleichgültig war.

Wenige Wochen nach ihrer Ankunft in England — ſie hatten Deutſchland und die Schweiz durchreiſ't — gebar ſie ihm einen Sohn; und erſt als ſie ihm, nach dem ſchrecklichen Kampf des Todes um das neue Leben, das Kind in die Arme legte — löſ'te ſich unter Thränen der tiefe, ſtille Gram von ſeinem Herzen, und die neuen Bande

der Liebe schlangen ihn mit sanfter Allgewalt an Leben und Freude.

Emmy wurde mit jedem Tage schwächer. — Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, und hielt ihren Körper, der sehr zart war, durch irgend einen geheimen Kummer angegriffen und sehr geschwächt. Karsting warf seinen Sohn, den er in der Zeit selten aus den Armen gelassen hatte, bei dieser Nachricht in heftiger Bewegung der Wärterin in den Schooß, stürzte über das Bett und rief, Emmy fest umschlingend: „O Du darfst mich nicht verlassen!! — In Deiner Liebe finde ich mich wieder. Die Verzweiflung des Todes konnte mein Leben nicht rauben, die Liebe, meine ewige, hielt mich empor. — Emmy, nimm Alles! Nimm Dein köstliches Geschenk!“ — Er zeigte auf den Sohn. — „Nimm Vergangenheit und Zukunft! — Mich selbst hast Du längst, ich lebe nur in Dir! — Nur gieb Dich mir wieder!! — Dich verlieren kann ich nicht — dann wäre ich auf immer verloren!“ —

Die so lange durch Gram unterdrückte, verhüllte Liebe brach jetzt wie ein lange gefesselter

Strom aus dem vollen Herzen, sprach so wahr und einzig in jeder Miene und Bewegung, daß Emmy, innig gerührt ihn an ihr Herz schließend, ihm die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf sich selbst gelobte.

Mit jedem Tage wurde sie jetzt stärker, er heiterer. Am Busen der Natur, in den Armen der Liebe trank Karsting die heilbringende Lethe. Die Vergangenheit schwand allmählig hinter einen zarten Schleier, in dem die Zeit die Fäden dichter und dichter webte. Emmy hatte ihn der Liebe wiedergegeben — ihre Hand hielt das Glück gefesselt.

Die Sängerin.

Wahre Begebenheit.

„Georgia hat herrlich, herrlich gesungen!“ rief meine Tante, aus dem Konzert kommend, Shawl und Schleier ablegend.

„So singt die Nachtigall, wenn der Frühling da ist,“ setzte der Onkel hinzu. „Frühling ist's in ihr, und sie theilt ihn Allen mit, die sie hören.“

„Ja, bei dem Adagio sah ich in manchem Auge eine Thräne glänzen. Sonst war das Allegro immer das Beste; doch das Seelenvolle, was jetzt den Ton hebt und hält, ich kann diese Töne nur mit dem tiefen Schluchzen der Nachtigall vergleichen — noch immer ist mir die Seele ganz davon erfüllt.“

„So wird's heute Manchem gehen. Gegen mir über sah ich, ihr nah', ein schönes grosses Auge im Frühlingsthau glänzen. Die Begeisterung des seelenvollen Jünglingsangesichts machte

mir dieſen intereſſant. Kannteſt Du ihn?" fragte er die Tante.

„Es war Graf Karnow; ich kenne ihn wohl. Er iſt Virtuoſe auf dem Schello, und begleitete, als ich neulich dort war, Georgien beim Piano. Ihr Pflegevater, der Muſikdirektor, meint, ihm habe ſie viel von ihren ſchnellen Fortſchritten zu verdanken. — „Schade," wandte ſie ſich jetzt zu mir, „recht ſchade, daß Du unwohl wareſt, liebe Klara, und uns nicht begleiten konnteſt. Du haſt ſo lange die Geſpielin nicht ſingen hören. Sie war überdies heute ſehr reizend; ſo ſah ich ſie nie. Ein roſa Atlasgewand umſchloß die zarte Geſtalt, und erhob höchſt anmuthig die dunkeln vollen Locken, auf denen ein Kranz von Roſen ruhte. Die ſchwarzen Augen funkelten wie Sterne, und die ſonſt farbloſen Wangen röthete eine milde Röthe der Begeiſterung, mit der ſie ſang. Ueberhaupt wirſt Du bemerkt haben, wie viel liebenswürdiger Georgia geworden, ſeit Du ſie nicht ſaheſt, und wirſt Dich nicht, wie ſonſt oft, über ihren Mangel an Ernſt beklagen."

Die Tante hatte Recht. Als ich, wenige Tage

vor diesem Konzert hier angekommen, die Gespielin der Kindheit und Jugend wiedersah, fand ich Vieles anders bei ihr, als ich's vor wenigen Monaten noch zu finden gewohnt war. Beim Eintritt in ihr Zimmer, sah ich einen jungen Mann neben ihr an dem Piano sitzen, und wie ich schon von fern hörte, wurden schwierige Stellen eines Musikstücks durchgangen. Doch, als sie mich sah, sprang sie mir schnell entgegen und warf sich mit lautem Freudenrufe an meinen Hals. Ernst neigte sich der junge Mann, den sie mir als Graf Karnow vorstellte. Ich bat fortzufahren; doch sie tändelte, war verlegen, zerstreut. Er sagte einige ernste Worte, mehr zurechtweisend, als artig, und ich sah ein trauliches Verhältniß, in dem er würdig belehrend, sie kindlich erschien. Ich war gewohnt, sie von einer Menge junger Leute umgeben zu sehen, die ihr, damals noch halb Kind, oft zur Last waren, und ihr als ein Spielzeug ihrer Launen erschienen; indem die Schmeicheleien über ihr entschiedenes Talent, dem Mädchen zugleich eine Art Uebermuth gaben. Ihre Verhältnisse wollten dies aber so, und oft that mir es früher sehr leid um

sie, daß so wenig Ernst sie umgab. Jetzt sah ich ihn nah, und dabei eine Gewalt üben, die sonst nichts über das flüchtige, vom Vater verzogene, freie Kind vermochte.

Wir setzten uns zum Thee. Sie war auch hier anders, als ich sonst sie gefunden; — da kostete sie kindisch muthwillig von Allem, nahm sich keiner Sache dabei an, und ließ sich nur, indem sie redete, bedienen; — jetzt machte sie die Wirthin, und wußte Jedem Alles so zuzubereiten, wie er es gern mochte.

Karnow sprach wenig; doch sah ich bald, wie Poesie und Harmonie dies Gemüth erfüllten, und wie das Rechte würdig überall vorklang, so wie das Schöne und Wahre.

Ihr Pflegevater brachte einige Freunde mit. Er selbst spielte, und entzückte uns Alle dadurch. — Mein Onkel kam, mich früh abzuholen, und ich sah Georgien keinen Augenblick allein.

Bald nach dem Konzert ging ich zu ihr. Sie war ganz allein, und fiel mir mit großer Hef-

tigkeit um den Hals, als ich ihr meine Freude, sie allein zu finden, ausdrückte, und hinzusetzte, nun könnten wir uns einmal recht der Kinderjahre erinnern, und der darauf folgenden, wo sie, wenn ich zuweilen bei der Tante einige Zeit verweilte, immer meine Gespielin gewesen war.

„Ach," rief sie, laut schluchzend, „ach, Klara, wie schön waren jene Zeiten! wie anders ist es jetzt."

„Du hast bald Dein schönes Ziel der Kunst erreicht, höre ich, liebe Georgia," sagte ich.

„Ach," fiel sie mir in's Wort, „die Kunst füllt das Herz nicht allein, ich bin sehr unglücklich."

Ich erschrak, glücklich hatte ihre Lage mir nie geschienen; doch mit leichtem Sinn übersah sie sie sonst.

„Aber Dir ähnlicher bin ich geworden!" setzte sie hinzu; „ernst, ernster als Du immer warest. Mir zeigt sich das Leben in dunkler Trauergestalt. Hoffnungslos —" Thränen erstickten ihre Stimme.

„Georgia, o sage das nicht!" rief ich, von ihrem Schmerz ergriffen, sie an meine Brust drückend.

„Ja, denn ich liebe ohne Hoffnung! Ach, Du mußt Alles wissen, wie ehemals muß ich Deinem stillen Herzen vertrauen, das alle Menschen liebt und so treu es meint.“

Mir ward in dem Moment Alles klar. „Karnow!“ flüsterte ich leise, sie fest umschließend.

Sie hob das Gesicht voll Purpurgluth. „Wie? Du erräthst?“

„Schon, als ich Euch beisammen sah, fürchtete ich. Du schienst mir aber gesichert durch ihn. Er hatte gewiß seine Verhältnisse im Auge, und ein so wohlgeordnetes Gemüth giebt nicht leicht Anlaß zur Leidenschaft. Du selbst wareſt ein fröhliches Kind voll leichten Sinnes. Ich überdachte das, und meine Furcht schwand allmählig.“

„Er liebt mich, wie ich ihn.“ —

„Und konnte es Dir gestehen? — Dann irrte ich mich sehr in ihm, ich glaubte einen großen Menschen in ihm zu erkennen.“

„O er ist's, er ist ein Engel, Klara!“ rief sie mit emporgehobenen Händen. „O wie viel habe ich ihm zu verdanken; seiner will ich werth seyn, wenn ich ihn auch erst im Himmel mein nennen

darf; doch nein, hier iſt er's ſchon, ich liebe ihn ja über Alles!"

„Armes Herz! Er wußte, daß er nicht lieben durfte, und geſtand —"

„Nur Zufall, nicht er!" rief ſie eifrig mich unterbrechend. „Ich muß Dir Alles erzählen."

„Er kam, wie ſo Viele, zum Pflegevater. Die Kunſt zog ihn näher. Er war ſo anders, als Alle, nie konnte ich mit ihm wie mit Andern ſcherzen. Sein Ernſt, ſein Ton, jedes Wort zog mich an; doch wagte ich nicht, mich ihm zu nähern, ein gewiſſes Etwas hielt mich fern. Die Muſik allein machte dies endlich möglich und gab mir meine Unbefangenheit zurück. Indem ich ſpielte, fühlte ich mich ihm nahe, und wie ſonſt, nur beſſer, ſchien ich mir ſelbſt, wenn er etwas lobte, welches jedoch ſelten geſchah. Er tadelte mich oft, was noch Keiner gethan hatte, und das gefiel mir. Ich faßte ein grenzenloſes Vertrauen zu ihm, und machte, das ſah ich ſelbſt, große Fortſchritte."

„Er kam täglich; wir brachten alle Abende mit einander zu. Oft war er allein da, und ſein ernſtes Geſpräch zeigte mir, wie ich in Allem, was

nicht Musik war, zurückstand; und offen — Du kennst meine Art — (sie war es in einem unglaublichen Grade, und dadurch stets liebenswürdig kindlich), ich bat ihn, daß er mir lehren möchte, wie ich das nachholen könnte. Er brachte mir Bücher, las die schönsten Stellen, mir sie bezeichnend, sprach mit mir von seinen Schwestern — Dir müssen sie gleichen — er rühmte ihre stille Eingezogenheit, ihre Häuslichkeit, ihren Fleiß: da wollte ich auch so werden. Ich arbeitetete, ich ging in die Küche, ich schrieb, ich las; und doch, sang ich auch weniger, lernte ich in einer Stunde mehr und leichter, als sonst in dreien."

„Eh' Du kamst, fing er an, seltener zu kommen als sonst, und brachte jetzt oft mehrere seiner Bekannten mit. Es war mir unangenehm, daß ich ihn nie allein hörte, wie sonst, wo er so oft kam und mich unterrichtete; denn hieß es auch nicht so, es waren immer Lehrstunden. Er war so fromm, so gut — wir sprachen immer von ernsten Dingen. Auch die Musik wurde nicht, wie sonst, täglich geübt. — Es war lange, daß wir nicht so traulich beisammen gewesen waren: da kam das Konzert.

Ich fand, nachdem ich gesungen hatte, einen Lohn in seinem glänzenden Auge, der mir nie so daraus entgegenstrahlte. Er bot mir den Arm — mehrere von unsern Bekannten standen an der Seite meines Vaters, um mich nach Haus zu begleiten — er, zum erstenmale, drängte sich vor und nahm meinen Arm, als habe nur er dies Recht — ich war unaussprechlich glücklich."

„Am folgenden Tage, als schon die Dämmerung herannahte und ich in himmlischen Gefühlen den gestrigen Abend mir träumend wiederholte, und am Flügel meinen Fantasien Töne und Worte gab, trat Karnow ein, und indem er nahe der Thür stehen blieb, lauschte er stumm."

„„Was war das für ein Lied?"" fragte er endlich.

Ich erröthete. „Die Töne fand ich in mir — sie schwinden wie sie kamen."

„„Nein, Georgia!"" sagte er, „„das sollen sie nicht, es ist die hohe Harmonie einer schönen Seele darin. O singen Sie mir! Ich will die Töne festhalten, will sie setzen, sie dürfen nicht verloren gehen."" Er riß seine Brieftasche auf

und nahm, was er, wie ich wußte, immer bei sich trug, da er selbst componirte, ein liniirtes Blatt und eine Bleifeder heraus, setzte sich neben mich und zeichnete auf. Da es schon Dämmerung war, wurde Licht gebracht, und noch ehe er vollendet hatte, kamen, wie es schien, nur auf seine Veranlassung, einige Bekannte. Es wurde geplaudert; doch er war zerstreut und schwermüthig einsylbig. Das Lob, das meinem gestrigen Gesange dargebracht wurde, ließ mich ganz leer; da es mir sonst eine Lust war, mich loben zu hören. Ich war, in dem schönern Genusse, ihm allein zu gehören, gestört, still und unmuthig; und früher, als sonst, gingen Alle."

„Nachdem sie fort waren, eilte ich das Blatt durchzugehen, was er unter mein Notenpult geschoben hatte. Indem ich den Stuhl, der noch so dort in der Ecke am Flügel eingeschoben stand, fortziehe, lasse ich dies Blatt zur Erde fallen, und beuge mich hinab, um es wieder aufzuheben, schlage es aus einander, und — die glühendste Liebe spricht aus den Zügen seiner Hand. Dies Blatt war der Ausbruch seiner Empfindungen an dem Abend

nach dem Konzert, wo ich gesungen hatte. Mein namenloses Entzücken wähnte, er selbst habe mir dies Blatt bestimmt, und ob er gleich oft in ernsten Stunden von seinen Verhältnissen, die ihm jede Verbindung, vielleicht für sein Leben, versagten, gesprochen hatte (er war zum Gesandten bestimmt, aus dem uns fernen Vaterlande in noch entferntere Länder), so übersah mein überseliges Herz jede solche Idee; ich fühlte mich geliebt und liebend. Kein Schlaf kam in meine Augen, ganz trunken von Wonne, fühlte ich mich in einer andern Welt; Alles war schöner, besser, herrlicher rings um mich her, Alles trug das Bild meines Glücks. Ach! aber am folgenden Morgen, da erst fand ich an demselben Platze, von dem ich jenes Blatt aufnahm, auch das Notenblatt, auf welches er mir mein Lied gezeichnet hatte, und eine dunkle Idee machte mich höchst unruhig."

„Sehnsüchtig erwartete ich den Abend, und dennoch, wie schüchtern, wie furchtsam! Es war schon etwas dämmerig, da trat er ein; doch wie verändert — todtenbleich und zitternd nahte er sich mir, und sagte aufflammend, doch leise bebte

die süße Stimme: „„Georgia, haben Sie ein Blatt gefunden, ach, ein unglücklich verlornes Blatt, das mich sehr strafbar werden ließ?““ Meine Thränen flossen unaufhaltsam, und ich bedeckte mit beiden Händen die Quellen, die nie versiegen zu wollen schienen. „„O Georgia, o nicht so weinen Sie! Hassen Sie den Unglücklichen, der Ihnen nicht Liebe bieten darf, dem jede Pflicht geboot zu schweigen, und der, das weiß Gott! geschwiegen hätte, wenn nicht ein unglücklicher Zufall jenes Blatt aus seiner Brieftasche in ihre Hände gab; ich verlor es ohne mein Wissen, indem ich jenes liniirte Blatt herausnahm. Dieser Zufall macht, daß ich mich so bald als möglich entfernen muß. Ich hätte es schon früher gesollt, nach dem ich die Macht empfand, die Ihre Nähe hatte; doch die empfand ich erst ganz an jenem Abend, wo Sie so himmlisch sangen. Ich kann nur das Glück stören, was ich doch mehr als mein eigenes wünsche.““

„Außer mir rief ich: O Sie dürfen nicht weg, die Seele meines Lebens würde schwinden!

Mir vergingen die Sinne, indem ich dies, kaum meiner bewußt, herausstieß.“

„Als ich mich erholte, sah ich mich, von ihm gestützt, in seinen Armen. „„Einmal,““ sagte er fest „„sollte ein ganzer Himmel in meiner Seele aufgehen; ich werde geliebt, Georgia!““ Er drückte mich an sein Herz; doch leise und sanft seinen Arm lösend, sagte er, sich ermuthigend: Zum ersten und letzten Male habe ich das Glück genossen. O laß uns stark seyn, Geliebte, die Pflicht trennt uns! Dort oben ist ein Land, da darf ich ewig Dich lieben — hienieden ist Trennung unser Loos.““

„So wie er sich aufrichtete, strahlte eine hohe Verklärung aus seinem ganzen Wesen, und ich sah ihn wie einen Engel. Gleich ihm, fühlte ich mich hoch über das Irdische erhoben, und antwortete, beseelt durch seinen Sinn. Nur bat ich, wenn es möglich sey, zu bleiben.“

„Er theilte mir noch mehr von seinen Familien-Verhältnissen mit, und wie er, ohne Vermögen, vorbereitet durch den Wunsch seiner Eltern,

zu einem unſtäten Leben beſtimmt ſey, und nach weit entfernten Landen; nur darum hier ſey, um ſich in den verwandten Sprachen zu unterrichten und einige dahin gehörige Kenntniſſe ſich zu erwerben. Den Zweck habe er erreicht, und nun rufe ihn ſeine Beſtimmung hinweg." —

„Ach," unterbrach ſie ſich, „er wird bald, ſehr bald reiſen, ich kenne ſeine Feſtigkeit. Und dann, was wird dann aus mir werden?" Sie bedeckte ſich die Augen und weinte.

„Du ſprachſt es ſelbſt aus, liebe Georgia, immer ſteht es ſo in heilig liebender Bruſt. Seiner werth ſeyn will ich ſtets, um einſt dort ihm anzugehören: das iſt das ſchönſte Ziel; und den Beſſern unſeres Geſchlechts bietet das Leben dies hohe Loos oft ſtatt des Glücks. Auch ich lebe ohne Hoffnung, und erſt der Tod öffnet den Weg zum Glück: doch erſt, nachdem wir hier würdig und geprüft unſern Weg gingen."

Wenige Tage darauf reiſ'te er ab. Sie ſah einige Tage Niemand, als mich, und jeden in eigener Bruſt bewährten Troſt reichte ich ihr. Er hatte in Gegenwart des Vaters Abſchied genom-

men, und ein Blatt in ihrem Stammbuche, mit einer der schönsten, heiligsten Geistesblüthen von Jean Paul, war ein Amulet für das kranke Herz.

Sie lebte hinfort der Kunst. Mit ernstem Studium füllte sie den größten Theil der Zeit. Er hatte ihr darüber manche Anleitung gegeben, Manches gesagt, und sie nahm Alles wie Orakelspruch, übte es im strengsten Sinne. Sie lernte unermüdet Generalbaß, componirte viel, und übte (ich warnte oft, doch vorgebens) ihre Nachtigallstimme wohl zu anhaltend und angestrengt.

So vergingen zwei Jahre. Ich empfing zuweilen, in die Heimath zurückgekehrt, ihre Briefe, voll von Kunstsinn und feurigem Streben nach Vervollkommnung; doch, wie um den festen goldenen Grundfaden die schönsten schimmernden Seidenfäden sich runden zum schönen Kunstgewirke, so schlang die Kunst ihre glänzenden Farben um der Liebe Ideal. Sie wollte viel leisten, um ihn dadurch zu verherrlichen, in sich und seinem eigenen Bewußtseyn, so fern er auch war.

Sie wird unter den Künstlerinnen Deutschlands vorzüglich sich hervorthun, da sie in solcher

Jugend schon so viel leistet, schrieb meine Tante. Sie macht erstaunenswürdige Fortschritte, und ihre Compositionen haben eine Fülle, Neuheit und Zartheit, die sie auch schon jetzt jedem Kunstsinne lieb machen.

Mein Wunsch ward endlich erfüllt; ich reis'te zur Tante, und meine Frage nach Georgien machte sie sehr wehmüthig.

„O" rief sie, „Klara! — Sie hat ihren Schwanengesang gesungen. Sie singt nun nimmer!"

Ich erschrak. „Was ist vorgegangen?"

Sie hatte diesen Winter oft und viel gesungen; doch nach einem Brustkatharr verbot der Arzt das Singen ganz. Die Brust sey durch zu anhaltende Singübungen höchst angegriffen; und nur Schonung und eine Frühlingskur könnten, später vielleicht, Hoffnung geben, den Gesang fortzusetzen. Ich besuchte sie einigemal. Sie lag oft, hustete viel, und die zarte, flüchtige Röthe auf den gewöhnlich bleichen Wangen gefiel mir gar nicht

Zum Schluß für den Winter kündigte der Musikdirektor die Schöpfung an, und zwar in

der Kirche, bei vollem, ungewöhnlich reichen Orchester. Niemand ahnte, daß sie singen würde, und obgleich der Musikdirektor meinte, sein Töchterchen könne es schon wagen, die Aerzte verständen davon nichts, solche Bruststimme töne von selbst; so glaubte er doch selbst, zwei Tage zuvor (wo ich ihn sprach), nicht an eine Möglichkeit, daß sie singen würde. Wie erstaunten wir Alle, wie erschrak ich, die Georgien so liebte, als sie hervortrat, in weißem Atlas, mit weißen Rosen und Myrthen geschmückt — so schön wie nie. Und ihr Gesang! — Der Himmel stand offen, kein Auge blieb trocken. Eine Fülle und Klarheit, wie Harmonikaglocken, und ein Reichthum der Kunst öffnete sich da, den man nie ahnen konnte in der Stärke, bei so zartem Körper und der Jugend. Sie füllte die Kirche, und wie auf einer Engelsleiter stiegen die Töne himmelwärts und ließen alle Instrumente da unten, rein sie übertönend.

Ein allgemeines Bravo, und Alles, was Beifall geben kann, lohnte ihr. Doch ich sah sie erbleichen beim Schlusse, sah ihr Dahinsinken, als

knicke eine Lilie in sich selbst zusammen, Es war ihr Schwanengesang, das sagt nun Jedermann; sie steht nicht wieder auf.

„O, warum hast Du das gethan? Georgia!" — rief ich, als ich am folgenden Morgen in ihr Zimmer trat und sie liegend fand, das Gesicht nach der Wand gekehrt — „Warum sangest Du in der Schöpfung?"

Sie wandte ihr bleiches Angesicht zu mir und sagte, mich mit großen, erloschenen Augen anblickend, mit hohler, heiserer Stimme: „Er war ja dort!"

Ich schlug schmerzlich beide Hände zusammen. „O, war dies möglich?!"

Sie richtete sich schnell auf. Das Auge strahlte wieder, die Wange färbte ein bleiches Roth, das unter dem Reden dunkler wurde, und mir die Hand reichend, sagte sie: „Siehst Du wohl! ich mußte singen, wenn's auch das letzte Mal war. Ich sterbe nun gern, ich bin noch einmal sehr glücklich gewesen!"

„Wie, wie kam er her?“ seufzte ich.

„In Geschäften reis'te er hier durch. Der Grausame wollte mich nicht sehen. Doch zufällig sah ihn mein Vater, der im deutschen König aß, dort aussteigen, und ging zu ihm. Voll von der bevorstehenden Aufführung der Schöpfung, ließ er nicht nach in Karnow zu dringen, so lange hier zu verweilen, um die Musik zu hören, von der er sich (es waren viele fremde Künstler beisammen) viel versprach. Da er durchaus nicht verweilen wollte, sagte mein Vater, nicht ahnend, was wir uns waren: wenn er nicht sein Wort gäbe, zu bleiben, so würde er mich zum Bitten auffordern; er hätte sonst dann nie widerstehen können, nun wolle er's damit versuchen. Karnow versprach unter der Bedingung zu bleiben, wenn er Niemandem, auch mir nicht, von seinem Aufenthalt und seiner Gegenwart in der Kirche sagte; er würde dort einen nicht sichtbaren Platz sich wählen. Mein Vater ging dies ein, und hielt Wort.“

„Doch sonderbar! ich ahnte des Geliebten Nähe, eine namenlose Unruhe bemächtigte sich meiner, und ein Traum der vorigen Nacht zeigte

ihn mir hier, mir nahe. Spät noch (ich lag auf dem Sopha und schien zu schlafen, träumte aber nur wachend) kam ein Freund meines Vaters, und fragte diesen um Einiges wegen der Anordnung in der Kirche. „Wissen Sie, daß Karnow hier ist?“ sagte er.

„Ja,“ erwiederte mein Vater, „doch wünscht er, daß ihn Niemand hier sehen soll, und ich gab ihm mein Wort, seiner gar nicht zu erwähnen. Wahrscheinlich Geschäfts-Verhältnisse, seines und unseres Hofes Spannung.“

„Mir war's, als fiele der Himmel auf mich. Ich durchwachte weinend die Nacht, und sagte am Morgen dem Vater, ich wünsche in der Schöpfung zu singen, ich wäre gesund und vorbereitet.“

„Froh nahm er's an; doch sollte, bestimmte ich, Niemand es wissen. Eine Probe war auf seinem Zimmer.“

„Am folgenden Tage sang ich. Nirgend sah ich den Geliebten; doch ihn hier wissend, gab mir die Liebe ihre allmächtige Kraft. Als ich geendet hatte, brach ich in mir selbst zusammen. Ich kämpfte gegen eine Ohnmacht auf dem Wege

nach der Sacriſtei, wo ich die Sänfte erwarten ſollte, und indem ich, an eine Bank gelehnt, umzuſinken fürchtete — alle Begleitung hatte ich ausgeſchlagen — trat aus dem Dunkel Karnow hervor indas Helle. Bleich und verſtört näherte er ſich mir, ſein in Thränen ſchwimmendes Auge ſtumm auf mich gewandt, indem er mir den Arm bot. Seine Nähe gab mir eine hohe Kraft; Alles, Alles war vergeſſen. Ich eilte an ſeinem Arme nach der nahen Kirchthür fort und hinaus. Es hatte früher ſtark geregnet, der Wind faßte mich im leichten Gewande; doch ich fühlte an ſeiner Seite wie von Frühlingsluft mich anwehen. Die Atlasſchuhe waren nicht zum Straßengehen gemacht, doch ich fühlte nicht Näſſe, nicht Kälte; ich lebte nur in ihm. Die Sterne glänzten jetzt wieder hell, und er redete von ihnen, und wie wir einſt über ihnen zuſammen wandeln würden. Zum Abſchiede drückte er weinend meine Hand an ſeine Bruſt; ſie mit Küſſen bedeckend, rief er leiſe: „„Lebe wohl, ach, leb' ewig wohl!““ und er war verſchwunden. Ich ſank ſchaudernd zu Boden. Doch der Gedanke, hier auf dem Hausflur dürfe man mich nicht ſo

finden, ließ mich die Stufen ereilen; dann lag ich ohne Bewußtseyn, und fand mich auf meinem Lager im Fieber."

Ein fürchterlich anhaltender Husten unterbrach sie. „O," sagte ich weinend, „rede nicht, schone die angegriffene Brust!"

„Das ist vorbei! meine Brust ist gebrochen. Ich hatte gleich den Abend keinen Laut mehr, und klanglos ist jeder Ton — ausgehaucht in sein. Herz."

Sie erbleichte und sank zurück.

Ich gab ihr einige Tropfen der dastehenden Arznei, nach der sie vorhin reichte, und sie kam bald zu sich. Sanft lächelte sie, und bat, mir die Hand reichend, nicht zu weinen, jetzt sey sie ganz ruhig. „Wenn auch," setzte sie leise hinzu, „das Leben verlischt wie ein Lämpchen, dem es an Oel gebricht — so ist's am besten! Was soll ich länger hienieden? Ihn sehe ich doch nimmer, und in ihm lebte ich ja nur."

„Entferne," sagte ich bittend, „die Gedanken; noch lebt er, und welcher Schmerz wird ihn, wenn auch entfernt, ergreifen, wenn Dein Leben

verlischt. Schöner ist's, um den Geliebten zu leiden, als ihn leidend zurückzulassen. Schone Dich, befolge den Rath der Aerzte, und lebe fort, der Kunst und Deinen Freunden."

„Du bist wohl so stark," lächelte sie freundlich, „ich nicht. Ich that was ich konnte, ich hätte in ihm, wenn auch in der Ferne, fortgelebt; doch wie es so kam, war es besser. Ich habe ja mein Leben nicht selbst zerbrochen; doch war die Liebe stärker als das Leben, oder die kleine Sorge dafür. Er hat ja die Braut heimgeführt, geschmückt mit Myrthe und Rosen — ach, es waren nur weiße!" Eine Thräne fiel hernieder. „O so will ich mich auch in den Sarg schlafen legen — es wird bald seyn; sieh meine Hände nur an!" Sie reichte mir beide her.

Sie waren immer sehr klein und zart, konnten nur mühsam eine Octave greifen, und hüpften wie Kinderhändchen auf und ab. Jetzt waren sie durchsichtig, wie bleiches, kaltes Wachs, kaum noch halb so groß, und ganz verschwunden das Leben daran und darin; doch dennoch sehr schön, wie sie immer waren.

Ich drückte beide Hände an meine Brust, und hauchte die kalten mit warmen Lebenshauch an.

„Sie sind kalt; doch hier ist die Liebe warm, in heißer Brust! Wenn auch Alles erkaltet, dies warme Herz, das Leben vom Leben, die glühend liebende Seele wird ihn umschweben.“

„Einst, o Wunder!
Entblüht aus meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens, —
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen —“

Sie sank zurück, eine tiefe Ohnmacht ließ sie die Worte nicht vollenden, die ich sie einst so herrlich singen hörte, als sie noch keine Ahnung der tiefen Bedeutung ihres Sinnes hatte.

Als der Frühling erwachte und alle Blüthenkelche sich öffneten, da senkte diese Blume ihre Blätter. Geschmückt mit dem weißen Rosengewande, in dem sie ihren Schwanengesang verhauchte, wurde ihre Hülle schlafen gelegt in die stille Kammer; doch die liebende Seele schwang sich empor, zum Urquell der ewigen Liebe.

Die Großmutter.

Wahre Begebenheit.

In den schönen Tugenden ihrer Zeit ein Muster, war Amalie K*** fromm, sanft, demüthig. Stille Thätigkeit im Hause war damals höchste Zierde. Allen im Hause wohlzuthun, mit regem Fleiße zu spinnen und zu nähen, sowohl grobe als feine Sachen, und eben sowohl die gröbern Strickereien, als die feinern, zierlichen Stickereien zu vollenden, schien Weibern und Töchtern Pflicht. Darum mehrten sich auch die Schätze des Hauses; Speicher und Schränke wurden voll, und von den Sorgen der Jetztzeit, woher das Geld zu diesem und jenem dringenden Bedürfniß, war nicht die Rede. Das Vergnügen kostete wenig, nicht, wie jetzt, das Doppelte des Unterhaltes. Vom Theater, Konzert, Casino und von Spielparthieen wußten die Frauen nichts. Sie sahen sich stets im Kreise ihrer Kinder, im stillen Zimmer oder Garten.

Eine lehrte die Andere für ihr Haus ſorgen, dem Manne Alles ſelbſt zu bereiten und die Kinder zum Fleiß anzuhalten. Der Gelegenheiten, die jungen Mädchen zu ſehen, gab es auſſer der Kirche nur wenige; etwa bei Hochzeiten und Kindtaufen ausgenommen.

Amaliens Eltern waren fleißige, wohlhabende Leute. Ihren Vater hatte ſie früher ſchon verloren; doch erſetzte die kräftige, verſtändige Mutter den Verluſt. Sie lebten Beide ſehr eingezogen; doch Amaliens Schönheit, die durch milde Sanftmuth noch anziehender wurde, ſah manches Jünglingsauge mit Entzücken. Sie ſelbſt wußte davon nichts. Damals war die Liebe ſo ſtill als beſcheiden, und wenn kein nährendes Amt einem jungen Manne Anſpruch auf die Hand der Bewunderten gab, erlaubte er dem Herzen keine Worte.

Zwei junge Männer bewunderten Amalien in dem ſtillen Heiligthume ihrer Herzen. Seltner war ihr Nachbar, in der Kirche und im Hauſe ihr am nächſten — gerade gegenüber — und wie ſie ſelbſt ſich nicht zu geſtehen wagte, auch der Nächſte ihrem Herzen. Er hatte ein Amt, welches

die damals so bescheidenen Ansprüche befriedigen konnte; doch eine alte blinde Mutter, die gepflegt und geleitet von ihrer jüngern Schwester bei ihm lebte, erfüllte sein Herz und fesselte seine Pflichten allein an sie. Der Mutter Alles, was sie nur genießen konnte, durch Unterdrückung seiner süßesten Wünsche zu verschaffen, war seine Freude. Von dem Egoismus unserer Zeit, von der Gewalt jeder Leidenschaft über Pflichten, wußte man damals noch wenig. Er glaubte, bei seiner beschränkten Einnahme Amalien nicht glücklich machen zu können, indem er sich nicht denken konnte, daß die Bewunderte, durch Wohlhabenheit der Eltern in einer bequemen Lage Lebende, neben der blinden Mutter und der als Hausfrau herrschenden Tante ein heiteres Leben führen könne, zumal wenn noch bei Vermehrung der Familie bange Sorgen hinzukämen – und verstattete sich keinen Wunsch.

Ein junger fremder Künstler war der andre Anbeter. Er war hergekommen, um bei einem sehr berühmten Künstler hier sich zu vervollkommnen, und Amaliens Schönheit hatte, als er sie in der Kirche sah, tiefen Eindruck auf sein Herz ge-

macht. Er war unabhängig und hatte Vermögen; doch war die Kunst allein sein Streben, und an eine Verbindung hatte er, eh' er Amalien sah, nie gedacht. Jetzt dachte er sich oft dies Ziel, und meinte nur erst etwas Rechtes zu lernen, um als geehrter Künstler ihr einst seine Hand bieten zu können.

Zuweilen besuchte Amaliens Mutter die Blinde gegenüber, und war dann voll von dem Lobe des Sohnes, den die alte Mutter mit rührender Begeisterung als den besten aller Söhne rühmte. Dies Lob war die schönste Nahrung für die aufkeimende Neigung in dem Herzen der Tochter; doch hielt eine gewisse Schüchternheit sie ab, die Mutter dahin zu begleiten, wo sie den loben hören würde, der auch ihr der Würdigste schien.

Eines Tages kam die Mutter zurück von der Nachbarin, und setzte sich still und nachdenkend zum Spinnrade. Auch Amalie drehte ihr Rädchen flink bei eben eingetretener Dämmerung, um den feinen Strumpfzwirn, den sie jetzt, wo das Frühjahr sich nahte, noch zum Beschluß fertig haben wollte, nach einem Geschäft in der Küche mit dop-

peltem Fleiße zu drehen. Sie wunderte ſich über das Schweigen der Mutter, die ſonſt ſo geſprächig von der Blinden zurückkam, und nicht aufhören konnte, das Gute zu rühmen, welches ſie ſah und hörte. Sie fragte um die Urſache, und die Mutter antwortete, gar Manches liege ihr im Sinne. Die gute Freundin ſey krank und recht ſchwach, und habe gegen ſie geäußert, wie wohl ihr Ende nahe ſey.

„Ach Gott, ſie iſt wohl gar todt, die gute Frau, und Sie verſchweigen mir es nur; ich merkte gleich etwas Beſonderes;“ ſprach Amalie mit Thränen, und fiel der Mutter um den Hals.

Dieſe erſchrak über die Heftigkeit des ſonſt ſo ſtillen Kindes, und entgegnete: ſie irre ſich, und ihr Schweigen und Stocken nachher habe eine andere Urſache, die ſie ihr nun auch ſagen wolle. Die Kranke habe mit ihr viel und gar mancherlei geredet. Auch wie ſchon lange ihr heimlich ſehnlicher Wunſch dahin gehe, daß ihr Sohn, der nur für ſie lebe, endlich einmal an ſich denke, und eine tugendſame Hausfrau ſich heimführe; doch habe ſie es nicht gewagt, ihm ſelbſt dergleichen zu

ſagen, weil er es nie veranlaßt habe, und ſie wohl denken könne, daß er manchen Anſtoß in ſeiner Lage finde — das aber, nur das allein trübe ihr Leben, und ſie habe oft den Tod ſich gewünſcht um ſeinetwillen. Jetzt hoffe ſie, es würde der Herr ſie bald abrufen, und da ſey ihre Meinung, ſie möchte unter den Jungfrauen wohl eine ſich denken, die nach ihr mit gleicher Liebe und Sorge des Hauſes Wohl berathe, das Leben dem Sohne lieb mache, und ihn, den Guten liebte, wenn ſie ihn nicht mehr auf Erden lieben könne. — „Und die Jungfrau, die ſie ſich auserſehen hätte, wäreſt Du, Amalie!“

Amalie weinte ſtärker und verbarg ihr Angeſicht in ihre Schürze. Sie konnte es gar nicht wieder zeigen, und ſagte zu dem Allen kein Wort.

„Der Mutter Segen ruht auf dieſem ſeltenen Sohne,“ ſagte nach langem Schweigen die Mutter. „Gott wird ihm in ſeiner Ehe hundertfältig geben, ſo ſprach ſeine Mutter. Solcher Eltern Segen wünſche ich Dir für die Ehe. Was die irdiſchen Güter betrifft, die ſind vergänglich; Gott ſorgt ſtets für die Seinen, und giebt was

ſie bedürfen. Wir haben ja auch für Dich geſpart, und der Sohn wäre mir ſchon recht! Was ſagſt Du dazu?"

„Laſſen Sie mich ſchweigen, liebe Mutter; hat er doch noch nicht geredet."

„Und wenn er fragte, würdeſt Du Nein ſagen?"

Amalie verbarg ihr Geſicht an der Mutter Bruſt und ſagte: „Wie Gott es fügt, ſo iſt's am beſten. Ihn will ich anflehen, daß er die Mutter erhält und den frommen Sohn glücklich macht; und würdigt er mich, das Werkzeug des Segens zu ſeyn, ſo werde ich ihn dankbar loben."

Die Mutter ging am Morgen hin zu der Kranken, und ſagte ihr Alles aufrichtig, was ſie mit ihrem frommen Kinde geredet habe; und daß ſie wohl ungern die Tochter miſſe, doch habe Gott es ſo beſtimmt, Vater und Mutter ſolle das Weib verlaſſen und dem Manne folgen. Sie wolle gern die Kinder glücklich ſehen.

Als der Sohn gegen Abend ſeine Geſchäfte beſorgt hatte und zu der Mutter kam, um ſie zu pflegen und, wie bisher, die Nacht größtentheils

bei ihr zu bleiben, nahm sie ihn bei der Hand und bat ihn, sich zu setzen, sie wolle mit ihm über etwas Wichtiges reden. Sie sagte ihm nun, daß sie glaube, ihr Ende sey nahe, und vor ihrem Tode wolle sie ihn noch glücklich sehen. Sie habe sich oft erkundigt nach den Jungfrauen der Stadt, und manche davon als Kind ehemals gesehen; doch sey keine so belobt, als die Tochter ihrer Nachbarin, Amalie, die sie als Kind immer das Goldköpfchen genannt habe, wegen ihrer langen, goldnen Haarflechten. Sie sey die frömmste, fleißigste, sittsamste, bescheidenste und, wie sie leider nicht sehen könne, auch eine der schönsten; und da sie auch ihn schon oft in das Lob einstimmen hören: so habe sie nun für ihn bei der Mutter um die Tochter geworben.

Er erschrak heftig, und wohl sichtbar wechselten tausend Empfindungen in seinem Gemüthe; doch konnte er nichts sagen.

Sie sprach weiter: Wie sie wohl bemerkt habe, daß er ihrentwegen einsam und allein bisher geblieben sey, und darum stets geschwiegen; doch wolle sie nun reden, habe für ihn gehandelt und gäbe

ihm ihren tausendfachen Segen. „Gott," schloß sie, „lasse meinen Segen auf Deinen Kindern und Kindeskindern ruhen, und gebe Dir durch sie, was Du mir gethan hast, mein guter Fridolin. Mache Dir keine Sorgen um das Zeitliche, die sollen wir dem Herrn vertrauen — die Kinder der Gerechten gehen nie nach Brodt! sagt die heilige Schrift."

Den folgenden Tag legte die gute, treue Mutter die zitternden Hände der sich heimlich Liebenden in einander, und ihre darüber gefalteten riefen allen Segen des Himmels auf die über ihrer kranken Brust vereinigten herab. Wortlos, doch darum doppelt heilig, warm und treu waren die Glücklichen. — Damals folgte das Glück der Liebe erst der Verlobung. Man redete wenig von Liebe, und bewahrte das Kleinod im Innersten des Herzens; darum reichte es auch für's ganze Leben aus. Jetzt genießt man die Süßigkeit in Worten und Liebkosungen voraus, und kaum dauren sie noch für die Honigwochen des frühen Ehestandes — nachher behandeln sich die Verbundenen desto kälter.

Von Hochzeit war noch nicht die Rede. Den Brautstand sah man damals als eine schöne Vorbereitung an, sorgenlos sich des Angehörens zu freuen. Die Treue war heilig; und war einmal der goldene Reif am Finger, so gab es weder Furcht, noch Eifersucht; kein Gedanke an Verlust war störend, wie jetzt, wo durch den Sinn für Wechsel die spielend geschlungenen Bande eben so leicht wieder aufgelöst werden, so bald sie drücken. Beider Sinn und Leben war ein Uebergang in den Willen und das Herz des Andern, und wie zwei getrennte Hälften gaben sie ein Ganzes.

Die Mutter erholte sich in der Freude über Beide, und wenn Amalie so innig froh sie pflegte, so froh jauchzte bei einem Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit; dann hob die Blinde leise betend die Hände aufwärts. — „Du solltest mich behalten, so lange als es Gott noch gefällt," sagte die Genesende, als sie zum erstenmale vom Krankenlager aufstand; „doch sie nicht missen, die Dein Herz und Deine Seele füllt. Fridolin, ich las längst in Deinem Herzen, wenn meine Augen

auch nicht mehr ſehen. Seit dem heiligen Pfingſtfeſte, als Du mich in's Fenſter an die Sonne führteſt, und ich von der Schweſter hörte, ſo eben trete die Jungfrau Amalie da drüben aus der Thüre, wie ein Engel des Herrn angethan, mit ſchneeweißem Kleide, und ich nun Deine Hand, die in der meinen lag, aufzittern und glühend heiß werden fühlte — da wurde mir's klar, daß ſie Dein Herz hatte, und nach der Zeit hatte ich bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr, bis ich den Sohn glücklich wußte."

„Ihnen verdanke ich mein Glück, gute Mutter!" ſagte Amalie, die ſie leitete, ihre Hände küſſend. „Gott wollte es vollkommen machen, darum erhielt er Sie uns. Ich habe oft ſchon Gott darum angerufen, daß es mir gelingen mag, Ihnen das Leben noch recht lieb zu machen."

Fridolin ſagte nichts; doch fiel er der Mutter um den Hals und küßte ihre Hände vielmals.

Indeß die Liebenden ſo glückliche Zeit verlebten, hatte Malldorf, der Künſtler, zufällig erfahren, daß die Jungfrau, ſo er im Herzen trug, einen

Verehrer habe, der wohl auch Absichten hege; von Beider Brautstande wußte er aber noch nichts. Dieser Nebenbuhler machte ihn unruhig, und sein Lehrer merkte es bald, daß ihm nichts mehr behagte, und die Arbeit nicht wie sonst ihren Fortgang nahm. Er fragte ihn deßhalb mit guten, freundlichen Worten, was ihm fehle, und erfuhr endlich die Sache. Da erbot er sich, dem Dinge ein schnelles Ende zu machen, und redete mit Malldorf von der Möglichkeit, durch längeres Zaudern das erwünschte Kleinod zu verlieren. Er wolle mit der Mutter reden, um ihm so wenigstens Gewißheit, und dadurch wiederum die Ruhe zu geben.

So kam er denn zu Amaliens Mutter, vertrauete ihr die Liebe seines Zöglings und Freundes, und bat um Amaliens Hand für ihn. Diese sagte ihm, bestürzt über den Antrag, daß die Tochter schon verlobt, und bald Hochzeit seyn würde.

Sie sagte es auch ihrer Tochter, die betrübt war, daß ein Herz ihrentwillen trauerte, und Gott bat, es bald zu heilen. — Man beschleunigte die Hochzeit nun um so mehr.

Als die heiligen Pfingsten kamen, segnete ein Geistlicher die treu vereinten Hände; und die frohe Hochzeit vergnügte die Mutter, und das Leben was folgte, nannte sie oft einen Vorschmack des Himmels. Bescheiden, folgsam, stets fleißig, immer ein Kind in ihren Ansprüchen, war Amalie das Entzücken ihres Mannes und die Freude der Mutter und Tante. Sichtbarer Segen schien sie zu begleiten, und unter ihren fleißigen Händen mehrte sich Alles was sie ergriff, denn es geschah mit Ernst und Lust. —

Nach Amaliens Hochzeit verließ der Künstler die Stadt, um, wie auch sie hörte, nach fernen Landen zu ziehen und seiner Kunst zu leben. Sie wußte, daß ihn etwas forttrieb, und schickte einen stillen Seufzer des Mitleids ihm nach. Sie war ihm einige Male sittig an ihres Mannes Arm begegnet, und sein hohes Erröthen und tiefes Erbleichen that ihr weh. Ihm brannte, nachdem er sie als Eigenthum eines Andern gesehen hatte, der Boden unter den Fußsohlen, und er suchte Ruhe in der Ferne.

Ein Muster für die Frauen, lebte Amalie

fort und fort in ſtillem Frieden. Ein ſchöner, zarter Knabe hing jetzt an ihrem Buſen, und die Großmutter hatte Tag und Nacht nur ihn im Sinne; und wenn ſie über das ſammtne Angeſicht des Neugeborenen leiſe mit den Fingerſpitzen hinſtrich, dann ſagte ſie oft ſeufzend: „Daß ich aller Welt Herrlichkeit zu ſehen entbehre, dünkt mich nichts dagegen, daß ich den Engel hier, den Gott ſchenkte, nicht ſchauen kann — doch will ich nicht klagen! Hat er doch mehr, als ich würdig bin, im Alter noch gegeben — von meinem Fridolin ein Kind zu wiegen in meinen Armen, wie glücklich macht mich dies!“

Die gute Großmutter konnte noch mit den Locken des Knaben, der ſie über Alles liebte und immer bei ihr war, ſpielen, und nannte ihn ihr Goldköpfchen und ein Ebenbild beider Eltern, und dachte ſich ihn der Mutter ähnlich in ihrer Kindheit, wo ſie ſie geſehen hatte.

Nach Jahren rief ſie Gott ab, von Allen innig betrauert. Die Tante blieb treue Pflegerin des Hauſes und der Kinder, deren Amalie mehrere bekam. Friede und Freude wohnten bei der be-

ſchränkten Häuslichkeit, und nichts trübte das heiterſte Stillleben.

Amaliens Kinder wuchſen heran, aus dem zarten Knaben war ein ſchöner Jüngling geworden; da kam der Künſtler zurück, der ehemals Amaliens wegen die Stadt verlaſſen hatte. Er miethete ſich nicht weit von ihrem Hauſe eine Wohnung, und lebte ſtill für die Kunſt in ihrer Nähe. Sein Ruf war vorangegangen, und der Fürſt machte ihn bald nach der Ankunft zum Direktor der Gallerie und gab ihm einen anſehnlichen Gehalt. Malldorf, er war es, lebte ſehr ſtill und eingezogen. Amaliens Kinder waren ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, und wo er ſie ſehen und, ſpäterhin, mit ihnen reden konnte, ließ er keine Gelegenheit vorbeigehen. Sie hatten ihn gern, obgleich er nur ſelten es wagte, ſie zu beſchenken, und dann waren es nur Blumen, Früchte, oder kleine Bilder; doch ſprachen ſie oft von dem guten, ſtillen Manne, der da nebenan wohnte. Er wagte es nicht, Amalien näher zu kommen, und

sah sie nur aus der Ferne am Fenster. Er hatte gar keinen Umgang und schien jedes nähere Verhältniß zu vermeiden.

Eine Gevatterschaft bei einem gemeinschaftlichen Nachbar, die man damals nie abschlagen durfte, und wo Malldorf es wohl nicht einmal wußte, da er mit der Familie in keinem nähern Verhältniß stand, brachte ihn der noch immer schönen Frau näher für einige Stunden. Zitternd stand er mit ihr vor dem Altare (damals wurde noch allgemein in der Kirche getauft), wo er einst hoffte mit ihr verbunden zu werden, und kaum konnte er das Ja aussprechen, was auch von den Taufzeugen verlangt wird. Amalie schlug ihre schönen Augen nieder, sie war mild, freundlich, zart angeflogen von seltener Röthe; doch störte nicht der Anblick ihr ruhig liebendes, glückliches Herz, und sie glaubte sich von dem so lang Entfernten vergessen.

Ihr Gatte fand viel Wohlgefallen an dem stillen Künstler, der bei der Mahlzeit neben ihm saß, und bat ihn, gute Nachbarschaft zu halten und ihn zu besuchen. Ein edles Gefühl foderte ihn

auf, dem Einſamen Freude zu machen, und der Alternde, dem ſchon früher Gram die Haare gebleicht hatte, dünkte ihn ein würdiger Gegenſtand ſeiner Freundſchaft.

Malldorf kam, von ihm gebeten; doch blieb er zurückgezogen und einſylbig, und nur auf die Kinder übertrug er die Vertraulichkeit und warme Liebe, die er für die Mutter noch immer empfand, der er nie unaufgefodert ſich nahte.

Schon hatte Amaliens Sohn ausſtudirt, war angeſtellt bei einem Collegio, und machte den Eltern beſondere Freude durch Tugend und Geſchicklichkeit; da hörte man, als eben die Familie, froh über die Anſtellung, Abends ein kleines Feſt feierte, daß Malldorf krank ſey. Amaliens Gatte nahm ſich vor, den Kranken zu beſuchen; doch Geſchäfte verhinderten es und hielten ihn den folgenden Tag größtentheils außer dem Hauſe. Indeß er abweſend war, kam ein Bote von Malldorf, der Amalien bitten ließ, ſo bald als möglich ihn zu beſuchen, er ſey tödlich krank und wünſche ſie noch zu ſprechen. Amalie ward beſtürzt, und ließ ſagen, ſie würde gleich kommen, ſobald ihr Mann zurück-

kehre, den sie erwartete. Amalien schien es u
möglich, daß ein Weib ohne ihren Mann, sell
zu einem Kranken, ginge; ihr war des Weibes Ru
selbst der einer Mutter erwachsener Kinder, d
höchste Kleinod, und nie übersah sie die Meinun
der Menschen. Leicht, dachte Amalie, hat Jeman
von Malldorfs früherer Neigung gehört. So schie
es ihr nun, sie dürfe den Unverheiratheten nic
ohne ihren Mann besuchen, so leid ihr auch d
Kranke that, dessen Wunsch sie nicht erfülle
konnte.

Spät kam ihr Sohn nach Hause. Sie sandt
ihn sogleich zu dem Kranken; doch konnte dies
nicht mehr reden. Unruhig warf er sich herum
faßte matt nach seinen Bettpfosten und winkt
dem Hinzutretenden, aber sein Arm sank kraft
los. Der Jüngling faßte seine Hand, streichelt
sie sanft und sagte theilnehmend, seine Eltern wür
den auch bald kommen, und wie Vater und Mut
ter innig theilnähmen an seiner Krankheit. Plötzlich
still bei dem Namen seiner Geliebten, lächelt
Malldorf verklärt, hob betend seine Hände, seufzt
tief — und war nicht mehr.

Amaliens Sohn verließ das Haus, und tief erschüttert brachte er die Todesnachricht der Mutter, die dem eben zurückgekehrten Vater das Vorgefallene mittheilte. Der Sterbende hatte heftig nach Amalien verlangt, oft gefragt, ob sie noch nicht komme, war dann ängstlich geworden und hatte still sich auf die Seite gelegt, bis der Sohn ihn sprachlos fand.

Als man nach der Beerdigung die Verlassenschaft nachsah, um sie für den Landesherrn in Beschlag zu nehmen, weil kein letzter Wille sich vorfand, und der Verstorbene, nach seinem eigenen Ausspruch, keine lebende Verwandte mehr hatte, fand man gegen Erwartung gar nichts, außer Wäsche, Kleidern und wenigen Sachen. Alles wurde verkauft. Amaliens Mann kaufte eine heilige Familie, die der Verstorbene in seiner Schlafkammer, dem Bett gegenüber, hinter einem seidenen Vorhang verborgen hatte. Die heilige Mutter war Amalie; doch in einer himmlischen Begeisterung des Künstlers empfunden und dargestellt.

Als man sein Bett, welches auch verkauft war, fortbringen wollte (ein großes Himmelbett, wie

damals Sitte war), konnte man es nicht von der Stelle bringen; auch als es getheilt wurde, selbst die Stücke nicht, so schwer waren sie. Beim Theilen der Pfosten fielen lauter harte Thaler und Kronenthaler heraus, und es fand sich, daß das Bett, künstlich gefügt, lauter Geld enthielt. Der Landesherr bestimmte es zum Aufbau eines Findelhauses und dessen Unterhaltung, so bedeutend waren die Summen, die sich hier fanden.

Jetzt sah Amalie und ihr Gatte, wie Malldorf, aus zarter Rücksicht auf die Meinung, ihnen gewiß dies einfache Stück mit andern Sachen vermacht hätte, damit sein Vermögen, ohne üble Nachrede, der angebeteten Geliebten angehören könnte; nur war der Augenblick versäumt, und er konnte nicht seinen Wunsch erfüllt sehen, durch den schnellen Tod.

Ein Enkel Amaliens, der mir die Geschichte mittheilte, seufzte beim Schlusse und sagte: „Hätte meine so treffliche, gute, doch zu strenge Großmutter bis in diese Zeiten gelebt, was würde sie wohl

gedacht haben! Würde sie nicht eingesehen haben, daß ein Wegsetzen über die Meinung, ihrer zahlreichen Nachkommenschaft ein so reiches Erbe gesichert hätte, und müßte sie nicht schmerzlich bereuet haben? Wie sind doch jetzt die Frauen so viel aufgeklärter! Man reis't jetzt in ferne Länder, begleitet von einem Hausfreunde, indeß der Gatte daheim sich's sauer werden läßt, um die Reisekosten zu sichern. Man unterbricht das Einerlei der nicht mehr jungen Ehen durch neue interessante Verbindungen. Bald steht alte Liebe der neuen, bald neue der alten nach. Man scheidet und vereint sich wieder, lebt mit dem getrennten und verbundenen Manne höchst freundschaftlich, besucht ihn aus der Ferne, wohnt bei ihm, und das Alles ist in der Ordnung, Niemand ruft: Wehe! — O Großmutter, Großmutter! konntest Du den Sterbenden nicht besuchen, und alle Kindeskinder vor Mangel und Sorgen schützen!"

„O nein! Laß die gute Großmutter!" sagte sich ihm anschmiegend seine herrliche Amalie, ihre Pathin. „Die heilige, treue Mutter, die züchtige Gattin, unsere verehrte, liebe Großmutter, ach,

laß sie ruhen in hohem Frieden! — Wohl den Enkelinnen, die ihr in der Tugend der guten alten Zeit gleichen! Laß uns nicht meynen, sie hätte mehr des Segens hinterlassen, wenn sie jene Geldsummen, vielleicht für sie gespart, uns hinterlassen hätte. Den hohen Segen treuer Liebe erbten Kinder, Enkel, und ihren Sinn schenke Gott noch den Ur-Urenkelinnen. Wie sie es empfand, so mußte sie es ausüben."

„Du hast Recht, Amalie," erwiederte gerührt ihr Gatte, sie an sein Herz drückend. „Wahrlich, ihr Sinn macht reich, sehr reich ohne Reichthum, — das fühle ich eben wieder durch Dich; und es wird in allen Zeiten Männer geben, die mit mir ausrufen: Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat!"

Die Zigeunerin.

Wahre Begebenheit.

„Was macht Albani?“ fragte Antonie lebhaft den eintretenden Schmith, der, das wußte ſie, heute bei ihrem Verlobten geweſen war. Sie hatte dieſen ſeit geſtern Morgen nicht geſehen, und froh machte ſie der Anblick ſeines Freundes. In Abweſenheit des Geliebten thut uns jede Geſtalt, die ihn oft umgiebt, die ihm werth iſt, wohl; es iſt eine Art Entſchädigung, lebender und wirkſamer, als Bild oder Brief. Wir verbinden die geliebte Geſtalt mit den ſie Umgebenden, und die Zauberin Phantaſie ſtellt das Ferne mit dem Nahen zugleich dar.

„Er iſt wohl!“ ſagte Schmith kalt, ohne den zärtlich ſorgenden Blick, den ſüßen Ton der Liebe, der die Frage begleitete, zu bemerken; ſo ſchien es wenigſtens. Kurz wandte er ſich nach Antoniens Mutter, die, auf dem Sopha ſitzend, mit der äl-

tern und jüngern Tochter von dem gestrigen Konzert heiter sich unterhielt. Er mischte sich in ihr Gespräch, und fragte, nachdem einiges über die Musik und Gesellschaft gesagt worden: ob sie auch die schöne Fremde, Mamsell Sargan, bemerkt hätten? Alle Herren wären außer sich vor Entzücken über diese Schönheit, und Albani, der auf seinen Reisen doch manche Figur gesehen, habe ihn versichert, nie etwas so Vollendetes erblickt zu haben.

Es ist ein namenlos schmerzliches Gefühl, von dem Geliebten oder der Geliebten eine fremde Gestalt mit Enthusiasmus loben zu hören. Wer hat es nie gefühlt? Aber wer schmerzlicher, als die Bescheidenen, die das Gefühl ihrer nicht schönen Gestalt mit herumtragen, und nur darum sich Reize wünschen, um den über Alles geliebten Gegenstand reicher an Freude, an Glück machen zu können. So ging es Antonien. Ein zuckender Schmerz ergriff ihr Herz, eine glühende Thräne trat in ihr Auge, und ein bebender Seufzer drängte sich mühsam aus der vollen Brust. Ihre Hand und die eingetretene Dämmerung verhüllten ihren Schmerz vor den Augen der Andern. —

Wie oft bemerkt man ähnlichen, welchen die Unvorsichtigkeit, oder der Leichtsinn, oft auch eine zu große Unbefangenheit des geliebten Gegenstandes, durch den einer andern Person geschenkten Beifall veranlaßt. Möchte doch in solchen Fällen immer das Gefühl der zarte Leiter seyn, daß man in ähnlichen Lagen selbst eben so verwundet werden würde, und auch Freunde, im wahren Sinne ihrer Freunde, nie in deren Abwesenheit dagegen sündigen.

Antonie näherte sich indessen dem kleinen Wandschranke wieder, vor dem sie das Vesperbrot für die Geschwister geschnitten hatte, und setzte diese Beschäftigung still fort. Sie war eine von den weiblichen Seelen, die ihre Schmerzen unter der Sorge für Andere verbergen, und sie so am schönsten lindern. Etwas heiterer überreichte sie der Mutter einen Teller voll Butterbrot und Aepfel, da auch die Erwachsenen, durch den Appetit der Kleinen gereizt, vorzüglich an den Winternachmittagen, ein Vesperbrot einnahmen. Antoniens Butterbrot war als vorzüglich gut bekannt. Albani lobte es immer, und alle Hausfreunde baten

ſich von ihrer Hand welches aus. Das friſche Brot machte heute ihrem Butterbrot beſondere Ehre — Schmith nahm mit dem Ausrufe: „So gut hat mir noch kein Butterbrot geſchmeckt!“ das zweite Stück. Dadurch noch mehr erheitert, fragte Antonie: ob ihr Freund heute nicht komme? Es war gewöhnlich, daß er um dieſe Zeit kam. Geſtern, da ſie nicht im Konzert, wo ſie ihn nicht vermuthete, geweſen war — ein Freund hatte ihn unvermuthet dazu überredet und mitgenommen — hatte ſie ihn länger als gewöhnlich nicht geſehen. „Nein! Heute kann er nicht kommen, ich habe es zu ſagen vergeſſen; er hat einige dringende Geſchäfte, Briefe zu beantworten und dergleichen mehr,“ antwortete Schmith ſehr ruhig und gleichgültig Ein erneuertes Weh traf ihr Herz. „Hat er keinen Augenblick für die nahe Geliebte? Gehören alle Stunden dieſes Tages ſeinen fernen Freunden?“ ſagte ſie klagend zu ſich ſelbſt. Doch die Liebe antwortete, wie jede wahre, entſchuldigend: „Morgen wird er doppelt eilen, zu mir zu kommen.“ Sie nahm ruhiger den Teller mit dem Veſperbrot für die Kinder, und ging, es ihnen zu

bringen; und von da in die Küche, um dem schwächlichen Vater eine kräftige Suppe und ein junges Hühnchen, seine Lieblingsspeise, selbst zu bereiten.

Am folgenden Morgen erwachte sie heiter, und mit verdoppelter Sehnsucht dachte sie heute recht früh den Geliebten zu sehen, an dem ihre Seele hing. Froh verrichtete sie ihre Geschäfte, die heute Am Sonntag, mit dem sich ihre Haushaltungswoche endigte, verdoppelt waren.

Statt des ersehnten Geliebten, erhielt sie ein Billet, das er ihrem Mädchen, als diese an seiner Wohnung vorbeiging, gegeben hatte. Sie erstaunte und riß schnell das Siegel auf. Er schrieb, daß er erst Abends kommen könne; die Ursache würde sie aus seinem Munde erfahren. — War es wirklich, oder machte sie die getäuschte Hoffnung ungerecht: ihr schien jedes dieser Worte eine ungewöhnliche Kälte gewählt zu haben.

„Was machte Doctor Albani, als sie ihn sprach?" fragte sie das Mädchen. —

„Ich ging vorbei, da lag er im Fenster. Gegenüber sah eine schöne Dame auch aus dem Fen-

ſter; ich konnte mich an ihr gar nicht ſatt ſehen, und ſah erſt nach dem andern Fenſter, als mir Herr Doctor Albano winkte, der der ſchönen Dame ein Kompliment gemacht hatte. Er gab mir den Zettel, und ſo lief ich fort."

Wie verborgenes Gift wirkten dieſe Worte. Ihre Heiterkeit war dahin; Trübſinn umgab ihre Sinne, und die ſchrecklichſten Qualen der Eiferſucht peinigten zum erſtenmal mit grenzenloſer Marter ihre reine, liebende Seele. Der Tag entfloh. Andern unbemerkt duldete ſie ihre Qual, und der Gedanke, allein ſeyn zu können, machte ſie froh, da ihre Eltern, Geſchwiſter und auch ſie eingeladen wurden, an einer Geſellſchaft Theil zu nehmen. Gewöhnlich blieb aber die Tochter, welche gerade die Woche hatte, zu Haus, als eine Aufſicht über das Ganze. Heute war dies Antonien doppelt willkommen.

Nicht lange war ſie allein mit ihrem Schmerz und ihren Sorgen, da hörte ſie verſchiedene Stimmen. Schäkernd und lachend kam eine ganze Geſellſchaft. Es waren ihre vertrauteſten Freundinnen und mehrere Bekannte. Sie kamen von einem

Spaziergange zurück, und wollten ſie im Vorbeigehen beſuchen.

Unter der gewöhnlichen leßhaften Unterhaltung vom letzten Konzert — vom neulichen Pickenick — von den neueſten Moden — von Heirathen ꝛc. erzählte Eine: „Wiſſet Ihr ſchon, daß die Heirath von Mettfort und Sophien zurückgegangen iſt? Er war neulich in N***, ſieht dort eine ſchöne Fremdt aus A***, verliebt ſich ſo in ſie, daß er erſt ſeine Braut ganz vernachläſſigt, ihr dann Alles geſteht, und von ihrem Mitleid Rettung verlangt. Sie haben die Ringe wieder umgetauſcht, und Sophie iſt zu ihrer Tante nach D*** gereiſ't.“

Wie die Folter jede Sehne ſchmerzhaft anſpannt und in tauſend Akkorden den Schmerz anſprechen läßt, ſo wurde jede Nerve Antoniens bei der Erzählung ſchmerzlich erſchüttert. Wie viel Aehnlichkeit erſchien ihr da — was konnte ſie nicht fürchten! Mettford war als ein rechtſchaffener Mann bekannt und beliebt — und nun dieſer Ausgang. Alles ſchien der Welt ganz natürlich; man hatte das Band, das Beide feſſelte, gelöſ't.

War es für die Menge mehr, als die Unterhaltung eines Augenblicks? gleich darauf verdrängt durch die Frage: wer gestern Ballkönigin — wer in der Gesellschaft am geschmackvollsten gekleidet war — ob diese oder jene Schauspielerin besser gefallen u. s. w., und dann der Vergessenheit übergeben! Sophie war fort. Wer fragte nach ihrem verwaisten Herzen, wer nach dem ewig neuen Schmerz getäuschter Liebe? „Arme Sophie!" seufzte sie, und leiser tönte im Herzen ein Echo nach: „Arme Antonie!" — Ihre Gefühle ahneten nicht die lebhaften andern Mädchen, die, in die Fenster vertheilt, die Vorbeigehenden musterten, und in dem Augenblick, da eine Gesellschaft junger Herren vorbeiging, alle Aufmerksamkeit auf diesen so interessanten Gegenstand hefteten, und sobald sie vorüber waren, sich in unzähligen Ableitungen ergossen.

„Dieser ging neulich mit der spazieren. Jener hatte beim Ball sein Billet heimlich mit dem des alten X*** vertauscht, um bei seiner so bewachten Tochter zu sitzen. Der liebt die schöne S***, eine der Schauspielerinnen." Eine

nannte den Jüngling einen Adonis. „O, ich bitte Dich!“ rief eine Andre dagegen, „sieh nur, wie steif er sich bückt, und Du solltest ihn nur tanzen sehen, Gott bewahre!“ — Dieser war sehr reich, und Jener sah ärmlich aus.

So ging der sichtbare Schmerz Antoniens vor den Augen dieses kleinen, nur mit solchen Gegenständen beschäftigten Publikums verloren, wie er gewöhnlich auch dem größern unbekannt existirt.

„Du hast heute viel Farbe!“ sprach die lebhafte Helene, als sie sich nun mit einer Bemerkung über einen der Herren zu Antonien aus dem Fenster umdrehte. Jeder Kopf wandte sich mechanisch, um sich von dieser wichtigen Wahrheit selbst zu überzeugen. Antoniens glühendes Gesicht, das ihre Seelenangst so gefärbt hatte, wurde es nur noch mehr. — „Die Theemaschine!“ sagte sie bebend. —

„Das sage ich Dir,“ rief Helene, „nichts ist mehr zu Deinem Vortheil, übernimm immer das Geschäft. — Bei Deinem braunen Haar hast Du gewöhnlich zu wenig Roth, und heute sieht man es, wie es Dein Gesicht erhöht, wie die Augen

glänzen! Nun, ich wünschte nur," setzte sie schelmisch hinzu, „daß Albani Dich so reizend sähe." —

„Sieh nur, Helene!" unterbrach sie Eine, „da kommt Braun mit seiner jungen Frau. O sieh nur her, Antonie, wie kostbar sie gekleidet ist, wie feine zarte Falten der ostindische Moustin schlägt. Ja, das Sprichwort bleibt ewig wahr: Kleider machen Leute! Wie zierlich sieht die, sonst ziemlich plumpe, Henriette in dem Anzuge aus. Wie fein ist ihr Teint gegen den braunen Kasimir-Shawl, und wie zart scheinen die Locken durch die ächten Perlen. — Es ist ein ganz andres Geschöpf! — Wer hätte sich's wohl träumen lassen, daß eben dies unbedeutende Mädchen ein so grosses Glück machen und den reichen Holländer fesseln würde! Aber weißt Du auch, daß es die alte Zigeunerin ihr vier Wochen vorher, ehe er herkam, prophezeiht hat?"

„Was?"

„Ja, ja!" antwortete Louise ganz warm. „Denk Dir nur! Ich habe es durch unser Mädchen, die mit ihrer Baase Geschwisterkind ist, erfahren; und sie prahlt damit."

„Was iſt das für eine Zigeunerin?“ fragte Fieckchen mit höchſt aufmerkſamer Miene.

„Haſt Du wirklich noch gar nichts von ihr gehört, die da unten an der Brücke, in dem kleinen Häuschen, wohnt? Sie iſt nicht immer hier; aber wenn ſie da iſt, ſo wird ſie überall in die Häuſer geholt, und ſoll eine wahre Prophetin ſeyn.“

Die Neugier Aller ſtieg, Jede ließ es mehr oder weniger merken, daß ſie Luſt hätte, nähere Bekanntſchaft mit dieſer Hekate zu machen; und Helene, die unternehmendſte, verſicherte, ſie längſt zu ſich berufen zu haben, wenn ſie ſeit der Zeit, wo ſie durch einige Umſtände neugierig gemacht, nicht abweſend geweſen wäre; jetzt aber ſey ſie wieder hier.

So wurde die Neugier mehr und mehr gereizt. Einige wußten noch mehr von der Zigeunerin, und es wurde endlich beſchloſſen, ſie holen zu laſſen. Antonie, zu beſchäftigt mit ſich, und oft in dem anſtoßenden Zimmer, um ſich ihrer Unruhe beſſer überlaſſen zu können, hatte nichts Zuſammenhängendes gehört. Jetzt übernahm es Helene,

ſie mit dem Endurtheil und der Bitte Aller bekannt zu machen, daß ſie nämlich durch ihr Mädchen die Prophetin holen laſſen möchte. Die Gelegenheit wäre herrlich, ſie Alle beiſammen, allein, ungeſtört; ſie wollten ſich eine rechte Luſt mit der Alten machen. Aber heimlich waren Alle entzückt bei dem Gedanken, ihre Zukunft mit einem Male zu überſchauen.

Antonie erſchrak und ſchauderte unwillkührlich vor einer ſolchen Enthüllung. Doch faßte ſie ſich gleich und ſagte freundlich ernſt, daß ihr Vater und Freund ſie Alle vor ſolchen Betrügereien gewarnt hätte, die nur ſchaden, nie nützen könnten. Er würde es nie zugeben, daß in ſeinem Hauſe dergleichen Leute ein- und ausgingen, und auch in ſeiner Abweſenheit müſſe ſie ſeinen Willen befolgen. Helene, durch dieſen Widerſtand doppelt gereizt, nahm die Sache nun als einen Spaß, den ſie Alle wohl von Antonien, als ihrer Wirthin, verlangen dürften. Alle vereinigten ſich mit ihr und baten Antonien dringend, daß ſie nur das Mädchen oder Jemand Anders verſchaffen möchte, die ihnen die Frau hole, ſie ſelbſt möge

dann immer wegbleiben, wenn sie es gegen ihre und des Vaters Grundsätze hielte, sich mit einem, wie man meinte, so unschuldigen Spaße die Zeit zu vertreiben.

Antonie konnte nun, ohne unbillig und unhöflich zu seyn, nichts dagegen sagen. Das Mädchen wurde hingeschickt, und kam in Gesellschaft der Alten zurück. Antonie hatte sich schon vorher damit entschuldigt, das Essen für den Vater besorgen zu müssen, und blieb also abwesend. Die Mädchen ließen sich nun prophezeihen, beschenkten die Frau und entließen sie dann.

Eben war Antonie am Heerde beschäftigt, als eine Stimme rief: „Du bekömmscht Deinen Liebschten nimmermehr!“ — Die Stimme tönte wie die eines krächzenden Todtenvogels. Antonie, starr wie eine Säule, wandte sich nach der Thür, und die schwarzgelbe, runzlichte, vertrocknete Sybillengestalt stand da, aus deren hohlen Augenhöhlen schwarz wie Kohlen sprühende Augen hervorleuchteten. Ein Schrei des Entsetzens verjagte die Zigeunerin; denn diese war es, die, wie solche Kreaturen immer nicht genug bekommen können,

in die nahe an den Gang ſtoßende Küche geſchlichen war, um den Mägden auch etwas abzunehmen. Sie fand die Eine bei der Stube, und fragte ſie nach der fehlenden Herrſchaft. Eins der unvorſichtigen Mädchen hatte in der Freude über ihr prophezeihetes Glück geſagt: „Wäre nur Antonie hier geblieben, wie würde ſie erſtaunen und ſich gewiß auch prophezeihen laſſen.“ Zugleich hatte die Alte bei der Nachfrage von der Magd gehört, die Mamſell glaube an dergleichen nicht, und wahrſcheinlich war der Ausruf Rache. Antonie war allein, und ihr Zuſtand glich einer Starrſucht. Unglücklicherweiſe kam jetzt das Küchenmädchen mit der Nachricht, Albani's Aufwärterin hätte ihr beſtellt, ihr Herr könne nicht kommen, er läge ſehr krank am Scharlachfieber; ſie ſollte es gleich der Mamſell beſtellen.

Ein leiſes Kniſtern und Zucken durchbebte Antoniens Körper; dann ſchienen die lang' angeſpannten Nerven zu reißen, wie alle Saiten eines Inſtruments, und nur in ihrem Kopfe kniſterte es noch mit unendlichem Schmerz. „Verloren!“ — tönte die letzte feſteſte Saite ihres Herzens,

und ſchnell waren alle erſchlafft und verwirrt.

Sie ging matt in ihre Kammer, rief dem Mädchen, das noch außen ſtand, zu: „Ich habe Kopfweh und leze mich zu Bett;“ ſchloß ſich dann in ihre Kammer ein, und ließ nun den Thränen freien Lauf, die ſich ſo ergoſſen, als wollten ſie nimmer verſiegen. Sie ſah ſtarr den Tropfen nach und ſchien nur durch dieſe Thränen zu leben. „Er iſt dahin! — verloren!“ tönte die zerbrochene Saite im einförmigen Tone der Verzweiflung, durch die Thränen berührt, wie eine zerbrochene Aeolsharfe, auf der der heftige Fall der Regentropfen noch ein dumpfes Rauſchen, dem ehemaligen Tone ganz unähnlich, hervorbringt.

Eltern und Geſchwiſter kamen nach Hauſe, und ihre Frage nach Antonien wurde mit der Antwort, ſie habe ſich wegen Kopfſchmerz niedergelegt, befriedigt. Es war dies nichts Seltenes, und man glaubte, Ruhe ſey das Beſte für ſie.

So ſaß die Weinende die Nacht durch immer in derſelben Stellung. Am Morgen kam die Schweſter und pochte an. Sie öffnete mechaniſch. Wie erſchrak die Schweſter vor Antonien,

die einem Bilde des Todes glich. Ihre Fragen, ihre Liebkosungen machten die Thränen nur stärker fließen. „Mir ist gar nicht wohl!“ flüsterte Antonie endlich mit heiserer Stimme, und ihr bleiches Gesicht überflog eine Fiebergluth. Die Schwester brachte sie zu Bett, und rief die Mutter, die sogleich nach dem Arzt schickte. Dieser war eben so erschrocken über den Zustand und fand sie im heftigsten Fieber. Er that Alles, was die Kunst vermag, und Mutter und Schwestern, was die Liebe eingiebt. Dadurch, daß sie sich endlich von der Ursache dieses plötzlichen Uebels unterrichteten, durch Fragen an die Kranke und die Magd, die besser antworten konnte, als diese, die jetzt meist ohne Bewußtseyn lag, und nur von Zeit zu Zeit leise rief: „Verloren!“ schlossen sie auf den Zusammenhang.

Antoniens Bruder, der an dem Tage von einer kleinen Fußreise zurückkam, ging sogleich zu Albani, den er gar nicht gefährlich und im Bett sitzend traf. Er fragte mit aller sehnsüchtigen Zärtlichkeit nach seiner Geliebten, und freute sich, sie in einigen Tagen besuchen zu können.

Anteniens Krankheit ſtieg mit jeder Minute. Der Arzt hielt es erſt für ein Scharlachfieber, aber es zeigten ſich keine Flecken. Man ſagte der Kranken ſogleich, daß Albani's Krankheit von gar keinen Folgen ſey, in wenigen Tagen würde er ſie beſuchen.

„Hört ihr dort oben die Schwäne ſingen?“ rief ſie lächelnd und ſanft; „ſie ſingen mir das Brautlied. Harre, Geliebter, ich komme bald!“ —

In den wenigen vom Fieber freien Augenblicken hörte ſie ſtill lächelnd die frohen Nachrichten von Albani, dem man ihre Krankheit verſchwiegen hatte. Seine Billets wurden ihr vorgeleſen. „Sagt ihm nicht, daß mir mein armes Herz ſo wehe thut!“ ſagte ſie dann im zärtlichſten Tone der Liebe, „es würde ihn betrüben. Wenn die Wunde in meiner Bruſt ſich nur wieder ſchließt — aber ſie iſt gar zu groß.“

Die Idee, mitten in der Bruſt eine Wunde zu haben, verließ ſie nie; ſogar im Schlafe, den ſie eine Stunde am folgenden Tage genoß, zog ſie mechaniſch ihre Hand von dieſer Stelle, wohin ſie beim Umwenden fiel, wo jede Berührung, ih-

rem Vorgeben nach, ihr sehr schmerzlich sey. Am dritten Morgen hatte der Arzt ein Bad verordnet. Sie saß matt, aber heiter darin. Als die Mutter sie in den Armen heraustrug, sagte sie leise: „Mir ist wohl!“ Ihr Haupt sank matt an die Brust der Mutter, wo sie sich in diesem Augenblick zum letztenmal, wie einst zum erstenmal, schlafen legte. —

Das ganze Haus war in Verzweiflung. Albani wurde, als die Ursache von dem Allen, mit Bitterkeit genannt. Man fand ein kleines Billet an ihn, wo sie ihm am Sonntagsmorgen sanfte Vorwürfe über sein Ausbleiben machte. Doch war immer dazwischen eine Bitte um Vergebung und die Aeußerung der heißesten Liebe. „Ohne Dich würde mein Herz, das nur in Dir lebt, brechen!“ Diese Stelle war von Thränen ausgewischt und abgerissen, so wie das Papier durchstrichen, das sie aus zarter Schonung nicht abgesandt hatte.

Jetzt war das gebrochene Herz geheilt. Ein süßes Lächeln schwebte über den verklärten Zügen. Sanft wurde die Schlafende zwischen Rosen gebettet, von denen die Schwestern alle Dornen abbrg-

chen. Die Dornen der Liebe hatten sie so tief verwundet — jetzt entfernte zärtliche Schwärmerei alle von ihr.

Still wurde sie dem Schooße der Ruhe unter Blumen und grünen Rasen übergeben.

Albani's Schmerz grenzte an Raserei, als er seinen Verlust und die Art desselben erfuhr, den die Mutter ihm nicht verschwieg. Die Verzweiflung ballte seine Hände, und mit fürchterlichem Rasen schlug er seine Stirn. „Also ein Opfer gräßlich zusammentreffender Umstände, an denen ich Unglückseliger selbst Antheil, aber keine Schuld hatte, hat mir mein Eigenthum entrissen! mein Kleinod! meine Antonie! Ich habe sie verloren, und lebe noch? Sie gab ihr schönes Leben für meinen geglaubten Verlust! — Entsetzlicher, gräßlicher Irrthum — du nimmst mir den Verstand!" So rief er und stieß wüthend mit der Stirn gegen die Wand. Man mußte ihn binden, und nur der Kunst des Arztes gelang es, ihm nach mehreren Wochen, die er wüthend zubrachte, Verstand und Leben wiederzugeben, die er im Spott ein elendes Geschenk nannte. Mit Bitterkeit und

Menſchenhaß im Herzen reiſ'te er bald darauf ab, da ihn auf dieſer Akademie nichts feſſelte, und nur Antonie in ihm den Wunſch erweckt hatte, unter die Lehrer derſelben aufgenommen zu werden. Er ging, wie er ſeinen Freunden ſagte, auf Reiſen, und ſie haben ſeitdem nichts von ihm gehört.

Die Männerfeindin.

„Und doch giebt es noch Ausnahmen von dieser Regel!“ sprach Mathilde, den freundlich bittenden Blick zu ihrer Freundin Sophie hingewandt; „Ausnahmen, die bewunderungswürdig sind.“

„Du Liebe mit Deinen Idealen! o sieh Dich um in der wirklichen Welt, und sie werden schwinden. Gold und Schönheit, das sind die Götzen, an deren Altären die Männer opfern. Die Empfindung des Herzens wird mit Undank belohnt. Die zarten Bande der Sympathie werden verhöhnt von der Spekulation.“

„Hat Dich Amaliens Unglück nicht bitter gemacht, Sophie?“

„O dies hat nur befestigt, was vorher schon gegründet war. Ja, ich hasse die Männer von ganzer Seele!“

„Wie würde das Geschlecht vor einer solchen Feindin zittern!!“ rief Mathildens hereintretende Mutter, die, von einem Besuch zurückkehrend, die letzten Worte hörte, und trat nun näher zu Sophien, deren schönes, von Unwillen glühendes, Gesicht durch die Ueberraschung noch röther ward, und die jetzt schweigend zur Erde sah.

Mit einem Blick, der Zutrauen erregen mußte, küßte die Mutter Sophiens Stirn und sagte dann sanft: „Sie kennen uns noch nicht lange genug, um zu wissen, daß ich die Freundin meiner Mathilde im eigentlichsten Sinne bin, und daß mich jedes Vertrauen ihrer jüngern Freundinnen ehrt. Was meine Freundschaft und Erfahrung bieten können, gebe ich sehr gern dagegen.“

„Sie sind eine so gütige Mutter, daß ich Sie nur mit meiner eignen vergleichen kann, die mir mehr eine Schwester, als Mutter ist.“

„Noch habe ich nicht das Vergnügen, sie zu kennen. Sie sind erst wenige Monate hier?“

„Ja,“ ergriff Mathilde das Wort, „und meine liebe Sophie sahen Sie auch nur selten bei mir, da wir immer bei Amalien uns trafen, die

länger schon Sophiens Freundin war, ob sie gleich bisher entfernt von einander lebten."

„Ich habe Sie vorhin überrascht," sprach die Mutter mit mildem Ton, „bei einem Ausrufe, den wohl Amaliens Schmerz veranlaßte. Unglück will ich es nicht nennen. Der Mann hat sie nicht verdient, der um einiger Reize, um einiger Tausende mehr willen, aller Vorzüge des Geistes, des Herzens, einer zärtlichen Liebe, einer so geprüften Treue nicht achtend, die Treue brach. Das Bewußtseyn ihres Werthes wird sie erheben! die Zeit ihre Wunde heilen — und ein besserer Mann das Unrecht vergüten, das jener Niederträchtige, Unwahre beging."

„O nie, nie wird sie diese Abscheulichkeit vergessen können! Sie schaudert vor dem bösartigen Geschlecht. Ich würde sie erinnern, wenn sie vergessen könnte, wenn je ein Mann sich ihr wieder näherte — um sie einem zweiten größern Unglück zu entreißen, das wohl in andrer Gestalt täuschender, ihr Leben dann ganz verbittern würde; wenn sie gefesselt an einen Stand wäre, den die Unge-

rechtigkeiten des einen zu dem Elend des andern Geschlechts stempeln."

„Wie ist es möglich," erwiederte die Mutter erstaunt, aber noch theilnehmender, „daß Sie in dieser Jugend, die Ihnen traurige Erfahrungen fast zur Unmöglichkeit macht, so eingenommen gegen ein Geschlecht sind, das bei so viel Reiz nur zu huldigen gewohnt ist. Oft, sehr oft sind in diesem Alter die Mädchen im Gegentheil dafür eingenommen, auf Kosten des eigenen, da jenes Alles aufbietet, um die Freuden des geselligen Lebens in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, und sich dabei unentbehrlich zu machen."

„Ich bin in der Einsamkeit erzogen, und von einer Mutter, deren Erfahrungen alle dahin übereinstimmten, mir das Geschlecht verhaßt zu machen. Wir waren auch nicht abgesondert genug von der Welt, daß ich nicht selbst unzählige Beispiele anführen hörte von allen Seiten, die mir die Gerechtigkeit meines Hasses bewiesen. Amalie, die einzige Freundin, die mich die Bekanntschaft meiner Mutter mit ihrer verstorbenen hier finden ließ bei unserer Ankunft, drückt mit ihrem trostlo-

sen Schmerz das Siegel auf den mit mir aufgewachsenen Häß gegen dies Geschlecht."

„Ich wünsche recht sehr mit ihrer Mutter bekannt zu werden, liebes Mädchen! Sie muß nicht glücklich gewesen seyn, und mein Herz führt mich mehr zu den Menschen, die geprüft durch Leiden sind, als zu den alltäglichen, die im unaufhörlichen Strom von Vergnügungen und Gleichgültigkeit fast bewußtlos dahin gingen."

„Gewiß, zu diesen gehört meine Mutter nicht!" erwiederte Sopie lebhaft. „Sie sieht wenig Menschen, und nur der Wille meines ungerechten Vormunds rief uns hierher. Die Mutter liebt das Stadtleben nicht, keinen großen Kreis von Menschen. Sie lebt der Kunst und der Arbeit, und ihre ganze Freude beruht, wie sie sagt, in meiner Existenz. Sie, liebe sanfte Frau, wird sie mit Vergnügen bei sich sehen. Sie sind auch Wittwe, und ihr daher willkommen, denn Männer vermeidet sie überall."

Ein Gegenstand, der sie an's Fenster zog, lenkte nun die Unterhaltung auf andere Dinge. Die Räthin Harder, Mathildens Mutter, erstaunte

immer mehr über den festen, kalten, gebildeten Ernst, mit dem Sophie alle Dinge nahm, über ihre Kenntnisse, und mehr als Alles, über die kalt prosaische Ansicht, die kein Gefühl der Jugend kannte, bei einem Körper, der zum Ideal der Schönheit geschaffen war, bei einer Zartheit im Ton und Wesen, die doch nichts Mildes hatte, und wohl lebhaft erhöht, aber nicht empfindend wurde. Dieses seltene Wesen, das sie nur einigemal flüchtig gesehen, nie beobachtet hatte, fesselte nun ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie schien sich selbst zwar ganz das Gegentheil von Sophiens Mutter, so wie ihre Mathilde das von Sophien; doch zogen sie beide unwiderstehlich an.

Nicht ohne Leiden war ihr Geist gereift, aber diese hatten der Sanftheit ihres Gemüthes, der weichen Liebe zu allen Erschaffenen nichts genommen, mehr noch gegeben. Oft aus der schönen Welt der Ideale gestoßen, bewahrte sie die des höhern innern Lebens nur treuer, und vermochte durch diese die Wirklichkeit zu verschönern, ohne sich über sie zu täuschen. Die Rosen ihrer Jugend blühten nicht ohne Dornen. Sie kannte die Liebe

auch von der Schattenseite, und ihre Täuschungen hatten sie zur Wahrheit geführt. Sie wurde durch sie die Gattin eines innig liebenden geliebten Mannes. Uebereinstimmung in den Ansichten des Lebens, eine heitere, ruhige Poesie, mit der Beide ihre Häuslichkeit schmückten, machte sie zu einer seltnen Glücklichen. Ihr Herz kannte seitdem keinen tiefen Schmerz, bis der um den Verlust ihres Gatten sie nach zehn glücklichen Jahren mit einem unaussprechlichen bekannt machte. Glaube und Hoffnung eines bessern Lebens war der Trost des sterbenden Gatten, mit dem er sie verließ, um auch ihr ihn zu hinterlassen. Seine dringenden Bitten, seinen beiden Kindern ihr Leben zu weihen, sie zu einem frohen Wiedersehn vorzubereiten, seine Stelle zu ersetzen bis dahin, erhoben endlich ihr betäubtes Gemüth von dem ersten Schmerz. Der Vorsatz, den Willen des Geliebten ganz zu erfüllen, sich seiner würdig zu erhalten, gab sie dem Leben wieder.

Die Zeit und die Erfüllung ihrer Mutterpflichten beruhigten und erheiterten ihr Gemüth. Das Andenken an glücklichere Zeiten erfüllte sie mit

ſanfter Wehmuth, ohne ſie dem Schmerz troſtlos dahin zu geben. Sie hatte den Vorſchlag einer zweiten Verbindung abgelehnt, weil ſie ihrem Manne noch immer mit gleicher Liebe anhing, und auch ohne Kinder ſich nicht zu dieſem Schritt entſchloſſen hätte, aus zarter Treue. Um ſo weniger jetzt, da ihre Kinder, als zurückgelaſſene Pfänder der Liebe, ihre ganze Aufmerkſamkeit erforderten.

Sie hatte dieſe durch ihr Beiſpiel gelehrt, fremden Unterricht geordnet und geleitet, und die zart ſich entwickelnden Gemüther, durch ihre Anſichten und ihre ſchöne Art zu empfinden, gebildet. Mathilde war ihr Ebenbild, nur als Jungfrau noch zarter, jetzt mehr noch dem Ideal, als der Wirklichkeit angehörend. Voll reiner Lebensluſt, aber mehr ſanft, als lebhaft, lebte ſie in der ſinnigen Stimmung, wo es noch keine Wünſche, nur leiſe Hoffnungen giebt, wo die Ahnung die Gegenwart unbeſchreiblich erhöht, ohne daß man Anſprüche an ſie macht, und ſie nur ſchöner genießt, indem die Phantaſie die Zukunft wie einen Zauberſpiegel vorhält, voll neuer unendlich reizender Bilder in der Ferne.

„Kennst Du Sophiens Mutter?“ fragte die Räthin Mathilden, die sich still zu einer Arbeit gesetzt hatte, und, in sich selbst versunken, sehr fleißig, aber mechanisch die Finger bewegte.

„Ich habe sie nur einmal flüchtig gesehen, als ich Sophien neulich zum Spaziergang abholte, und kann sie nicht beurtheilen. Sie scheint sehr kalt und streng, ist aber gegen Sophien äußerst gütig. Sie ist eine vorzügliche Zeichnerin. Ich bin erstaunt, zu welcher Höhe sie die Kunst brachte. Auch stickt sie vollkommen schön. Sophie hat sie beinah erreicht in der Zauberei, die das Leben der Formen und Farben hervorruft. Diese Kunst, und ihre schöne, schöne Gestalt, hat mich zuerst aufmerksam auf sie gemacht.“

„Kennt Amalie sie näher?“

„O ich kenne Sophien auch! ich liebe sie, Mutter. Sie ist so gut, so treu, so wahr, so streng gerecht in Allem, nur —

Die Mutter lächelte.

„Nur gegen die Männer nicht!“ setzte Mathilde, zart erröthend, langsam hinzu.

„Da hast Du sehr recht,“ erwiederte die Mut-

ter mit sanfter Stimme. „Ich habe euer Gespräch nicht ganz gehört.“

„Schon einigemal hatte ich Gelegenheit, Sophiens Gesinnung zu bemerken. Sie vermied sorgfältig jede Annäherung. Stolz sah ich jeden Zug des sonst so offnen Angesichts entstellen, und ihr Ernst wurde bittre Kälte, wenn der Zufall einen Mann in ihre Nähe brachte, was einigemal bei Amalien der Fall war, da ihre Tante zuweilen Gesellschaft sieht. Sie hat sonst nicht mit mir von diesem Haß gegen das Geschlecht geredet, aber einmal sagte sie mir, daß ich ihr jetzt weit theurer seyn würde, als Amalie, da diese, wie sie hörte, Braut sey. Eine solche Neigung, so wie Alles, was mit Männern in Beziehung käme, veranlasse eine Ungerechtigkeit gegen unser eignes Geschlecht. Selbst die Freundin wäre dann nicht treu mehr der Freundin. Damals konnte ich ihr nichts darüber sagen, wir waren an unsrer Wohnung, wohin sie mich begleitet hatte, und nun forteilte. Heute aber sah ich ihre leidenschaftliche Erbitterung viel heftiger werden, da die Untreue von Amaliens Verlobten sie außer sich setzte, und sie

bald weinte über dieſe, die krank, zerſtört ſey, Alles verloren gäbe für ihr ganzes Leben; bald heftig gegen das Geſchlecht ſprach, das zum Unglück des unſrigen da ſey."

„Du haſt ihr doch die Ungerechtigkeit gegen ein ganzes Geſchlecht gezeigt? Amaliens Beiſpiel darf nicht als ein gewöhnliches angenommen werden," erwiederte die Mutter, die eine ſanfte, aber ausdauernde Vertheidigerin des andern Geſchlechts war. Sie war zu glücklich durch ihren Mann geweſen, kannte die Ehe von der ſchönſten Seite; in ihrer Anſicht gab es nur ein wahres Glück, das, welches ſie genoſſen hatte.

„Ich hatte ja einen herrlichen, allgemein verehrten Vater; habe einen ſo trefflichen Bruder, von dem wir nichts als Gutes hören: ſoll ich nicht an Ausnahmen glauben?" verſetzte Mathilde mit einer ſchönen Aufwallung.

Nach einigen Tagen ging die Räthin, in Mathildens Begleitung, zu Madam Stein, Sophiens Mutter. Beide, Mutter und Tochter, ſa-

ſen an der Staffelei. Das ernſte Geſicht der erſten wurde freundlicher, als die letztere ihr die Fremde, Mathildens Mutter, nannte, und dieſe ſie mit der ihr ganz eignen angenehmen Milde bat, ihr die Dreiſtigkeit zu verzeihen, mit der ſie die Bekanntſchaft von Sophiens Mutter ſuche, da die Liebenswürdigkeit der Tochter ihr dieſen Wunſch ſo nahe lege.

„Es wird mich freuen, wenn Sie in der Folge etwas finden, das dieſem Wunſch ein Genüge leiſtet," erwiederte Madam Stein, in einem Tone, aus dem mehr Welt als Herzlichkeit ſprach.

Die Staffelei gab der Unterhaltung mehr Intereſſe, als gewöhnlich die erſte hat. Mathildens Mutter war eine von den Verehrerinnen der Kunſt, die ſich zwar nie in ihr Heiligthum wagten, aber eben darum, im Vorhofe deſſelben, unter den Laien nur um ſo eifriger anbeten, und alle Eingeweihte als höhere Weſen betrachten. Ihr reiner poetiſcher Sinn ließ ſie alles Schöne verehren, und ob ſie gleich beſcheiden zurücktrat, wenn geurtheilt wurde, da ſie nicht zu den Kennern gehörte,

die für die Kunst gebildet wurden, so ersetzte doch, was ihre Bescheidenheit nicht ahnete, die Natur durch das Gefühl des wahrhaft Schönen. Madam Stein mußte sich geschmeichelt fühlen durch Alles, was Mathildens Mutter sagte. Nicht ihr, der Kunst wurde der Weihrauch gestreut, und doch fühlte sie sich zu nahe mit jener verwandt, als daß er nicht auch ihr zugleich angehörte. Die Ueberraschung, die begeisterte Freudigkeit, mit der die Räthin das Gemälde betrachtete, brachte sie der Künstlerin so nahe, die hier nicht den Schwall leertönender Ausrufungen der gewöhnlichen Bewunderer, sondern die wahre Harmonie mit dem Schönen fand.

Die Räthin hatte sehr recht, sie schon vorher als das Gegentheil von sich anzusehen, aber jetzt nahm die große Künstlerin, nicht das Weib, ihr Urtheil ein. Von der Kunst kamen sie auf andere Gegenstände. Ueber Alles sprach Madam Stein mit so überwiegendem Verstande, so klarem männlichen Geiste, einer so reichen, in der großen Welt erworbenen Erfahrung, daß hier das weiche Gemüth eine Ueberlegenheit anerkannte, die doch an-

genehm von einem Zutrauen gehoben wurde, das, man sah es, nicht Jedem geboten ward.

Mathildens Mutter hatte ein ansehnliches Vermögen, aber gewohnt, sich in einem engen häuslichen und geselligen Kreise zu drehen, kannte sie geschmackvolle Nettigkeit und bequeme Reinlichkeit, allein den feinen Luxus nicht, der sie hier umgab. Alles was sie sah, war schön, gewählt vom Ueberfluß, und doch nicht dazu gehörend. Madam Stein schien sehr reich zu seyn, ob sie gleich selbst höchst einfach, so wie auch ihre Tochter, gekleidet war.

Von dem Gegenstand, der Mathildens Mutter zuerst aufmerksam auf Beide gemacht hatte, war gar nicht die Rede gewesen. Nur, als sie Madam Stein beim Abschied bat, sie auch in ihrem Hause zu besuchen, da sie allein mit ihrer Tochter wohne, also doppelt die Freude empfinden würde, die ihre Einsamkeit dadurch verschönere, fiel Sophiens Mutter ihr lebhaft in's Wort, indem sie sagte, daß sie gewiß bald kommen würde, da ihr Vergnügen vollkommen gesichert sey durch die Nachricht, daß sie frei von der Gegenwart und Herrschsucht der ty-

tanniſchen Herrn der Erde lebe. „Bei Ihnen werde ich alſo auch der verhaßten Geſellſchaft eines Mannes überhoben ſeyn!“ Dieſe Worte begleitete ein Blick, der Mathildens Mutter erſchreckte. Sie wußte nicht, lag mehr bitterer Spott, mehr leidenſchaftlicher Haß, oder ſtarre Apathie darin, alles dies vereinigte ſich in ihren Zügen. Ein Zug um den Mund ſchien. dabei der Schwermuth zu gehören; doch verſchwand er ſchnell, und es blieb ein trübes Sinnen auf dem Geſicht, das jetzt untheilnehmend an Allem ſchien. Dies hielt die Räthin ab, in dem Augenblick von ihrem jetzt abweſenden Sohn etwas zu ſagen, was ſie im Sinn hatte, doch die Furcht, ihre neue Freudin durch die Nachricht, er würde bald zurückkehren, ganz von ſich zu entfernen, hielt ſie in dieſem Moment ab, und dadurch wurde er entſcheidend. Madam Stein war nicht ſchön, war es auch nie geweſen. Ihre Bewegungen hatten etwas Lebhaftes, Feſtes, welches, ohne unangenehm zu ſeyn, ſelten iſt, und ihre Geſtalt intereſſant machte.

Oft kamen sie seitdem zusammen, und es schien, als könnten keine Menschen sich besser für einander passen, so ungleich sie auch waren. Bald schimmerte der Männerhaß öfter und merklicher in der Unterhaltung mit Sophiens Mutter hervor, doch die Räthin hatte diese Frau schon zu lieb gewonnen, durch ihre geistigen Vorzüge, ihre zuvorkommende Güte gegen sie und ihre Tochter, durch ihre seltne Wohlthätigkeit und ihren Fleiß, daß es ihr wehe that, sie in diesem Punkte ungerecht zu finden, ohne daß es sie von ihr entfernen konnte. Doch sträubte sie sich gegen diesen Haß, der ihr so unnatürlich zu seyn schien. Zuweilen hatte sie schon sanft widersprochen, aber immer wurde ihre Freundin dann heftig, und sie schwieg, weil sie den schmerzlichen Eindruck bemerkte, den dieses zugleich auf jene machte.

Die Freude über die Ankunft ihres Sohnes, nahm der Räthin jetzt einige Tage alle andere Ideen. Er war zurückgekehrt in ihre Mutterarme, der Langentbehrte, jetzt ganz das Ebenbild seines Va-

ters, und hatte alle süße und schmerzliche Erinnerungen jener Zeit durch seine Erscheinung lebhaft hervorgerufen. Sie fühlte sich unendlich glücklich durch einen Sohn, der geistig und körperlich dem schönen Ideal eines wahren edlen Mannes entsprach. Alle schöne Keime, die sie sorgsam pflegte, waren zu der herrlichsten Blüthe gediehen, und er erkannte es so ganz, daß sie es war, die jene gepflanzt, der er Alles zu verdanken hatte, was er war. Wie schön lohnte jedes seiner Gefühle die, welche sie dem Knaben weihte. Jetzt war er endlich nahe dem Ziele, dem er bisher mit dem Aufwand aller Kräfte nachgestrebt hatte, der leidenden Menschheit zu nützen, und in der Nähe seiner geliebten Mutter und Schwester zu leben, um sie erfreuen zu können, die so lange Einsamen.

Ein früher Hang zur Unabhängigkeit von fremden Meinungen und Verhältnissen, und ein eben so warmes Gefühl für fremde Leiden, die der Knabe so sanft zu heben wußte, der jeder Despotie seiner Lehrer festen Trotz entgegenstellte, und kein Gesetz achtete, als das der Vernunft, das er gewohnt war, sehr heilig zu halten, und nie sich

weigerte, bis in seine strengsten Grenzen zu befolgen, schienen ihn zu einem Arzt zu bestimmen. Auch seine spätere Neigung, so wie der Wunsch seines Pathen, des ersten Arztes der Stadt, stimmte damit überein. Er bezog eine der berühmtesten Akademien, sammelte mit rastlosem Fleiße dort ein, was zu seinem Berufe gehörte, und widmete die Nebenstunden den schönen Wissenschaften, vorzüglich der Musik, deren Vertrauter er schon war. Sie gab ihm Alles, was Andre in öffentlichen Ergötzlichkeiten und ungebundenen Gesellschaften vergebens suchten, Harmonie mit sich selbst und der Natur. Der von den Eltern angeborne poetische Sinn sprach sich früh bei dem Knaben durch den für die Musik aus, der sich mit jedem Jahre erhöhte.

Nachdem er die Akademie verlassen hatte, besuchte er einige andre, für seine Wissenschaft reiche, Versammlungsorte und Institute, um seine Studien dadurch zu vollenden. Gern hätte er seine Lieben noch vorher gesehen, aber die Entfernung war beträchtlich, so wie die Unterbrechung; und es schien ihm reizender, erst nach Monden, aber dann

für immer zurückzukehren, um dadurch schneller zu vollenden. Durch die Bekanntschaft eines jungen Engländers, die er in Wien machte, wurde dieser erste Plan vereitelt. Dieser, ein großer Verehrer der Musik, hörte den jungen Harder singen, und war von nun an sein täglicher Gefährte. Jeden Abend, den sein Beruf nicht in Anspruch nahm, war der junge Engländer bei ihm, oder holte ihn ab. Dieser, der sehr trefflich Flöte blies, accompagnirte sein Spiel auf dem Fortepiano, oft auch nur seinen Gesang. Ihre Kunst machte sie bald unzertrennlich, und als die Zeit herannahte, wo Harder Wien verlassen sollte, that Erdlay ihm den Vorschlag, mit ihm das Land der Musik zu besuchen. Nichts konnte reizender für Harder seyn. Doch überließ er seiner Mutter die Entscheidung, der er zugleich seine Idee und Wünsche offen darlegte. Die Mutter kannte nichts Süßeres, als die Wünsche ihrer Kinder, von der Vernunft gebilligt, zu erfüllen.

Erdlays Reichthum trug die beiden Freunde bald zu dem Heiligthum der Kunst. Sie besuchten alle Orte, wo etwas für diese zu finden war,

und Harder vergaß nicht, Alles, was für seine Wissenschaft nützlich seyn konnte, dabei einzusammeln, da er dieser nicht minder ergeben war. Sie kamen Beide sehr befriedigt aus Italien nach Wien zurück. Hier fand Erdlay Briefe, die ihn schleunig nach England zurückriefen, nach achtjähriger Abwesenheit, die Erbschaft eines reichen Onkels anzutreten. Einige sehr merkwürdige Operationen hielten Harder noch einige Wochen in Wien gefesselt. Die Trennung von seinem Freunde, der ihm immer theurer geworden war, kostete ihn viel. Erdlay meinte, eine so schnelle Trennung habe das Schicksal ersonnen, um sie wirklich von einander zu trennen; willkührlich hätte er es nie gekonnt, und seinen Freund gewiß in die Heimath begleitet.

Indeß die Räthin, beschäftigt mit so manchem schönen Plan für die Zukunft, die Einrichtung ihres Sohnes besorgte, und sich oft selbst dabei unterbrechend mit neuen Fragen zu ihm kam, hoffte Madam Stein vergebens ihre Freundin

bei sich zu sehen, was diese versprochen hatte, aber in den drei Tagen, wo sie nichts, als ihren Sohn dachte, ganz vergaß. Madam Stein schrieb am folgenden, ob sie nicht hoffen könne, sie heute zu sehen. Eigne Unpäßlichkeit hielt sie ab, sie in ihrem Hause aufzusuchen. „Wüßte ich nicht, daß Sie in keinem nahen Verhältniß mit einem Manne stehen, so würde ich der Ungerechtigkeit dieses Geschlechts den Verlust anrechnen. Die Männer sind es, die sich zwischen die Freundschaft unsers Geschlechts drängen, sie zerstören, und dann belachen. Verzeihen Sie mir," schloß sie, „diese Beschuldigung, die, ich hoffe es, auf Sie nie passen wird. Aber ich bin es so gewohnt, Alles, was mir Freude gewährt, durch ein und dasselbe Uebel verschwinden zu sehen, daß ich es immer fürchte." Madam Stein ahnete nichts von dem, was in dem Hause ihrer Freundin vorgegangen war. Amalie, die einzige, die ihr von der Ankunft eines Sohnes der Räthin Nachricht geben konnte, war seit mehreren Tagen abwesend, bei einer fernen Verwandten, um ihren Schmerz durch fremde Gegenstände wo möglich zu zerstreuen.

„Wie ſonderbar,“ ſprach Mathilde mit einem leiſen Seufzer zu ihrer Mutter, „daß Madam Stein diesmal recht hat!“

Mit einiger Verlegenheit erwiederte jene: „Diesmal ja! Aber die Freundſchaft leidet wahrlich nicht dabei. Wenn wir unſre Freundin auch nicht ſehen, in unſrer Empfindung ſind wir doch unverändert. Traurig wird es ſeyn, daß unſre Freundinnen die Freude nicht theilen können. Hätte die Stein einen Sohn, wie meinen Theobald, wie ſchnell würden ſich ihre Ideen umwandeln!“

„Sie ſind ſo gütig, Mutter! aber wem habe ich dieſe Aeußerung Ihrer Liebe für mich zu verdanken?“ fragte Theobald, und küßte ihre Hände.

„Einer höchſt intereſſanten Frau, die ſeit Kurzem meine Freundin wurde, aber ſogleich als Deine Feindin auftreten wird, ſobald ſie erfährt, daß ich einen Sohn habe.“

„Sie ſcherzen, Mutter!

„Gewiß nicht, Theobald! Sie haßt Dein ganzes Geſchlecht, ohne Ausnahme, ſo bitter, wie vielleicht kein Weib außer ihr.“

„Und warum?“

„Ich habe dieses Räthsel noch nicht lösen können. Aber gewiß ist es mir, daß sie durch euer Geschlecht unglücklich wurde, denn sie ist außerdem gütig und gerecht; dieser Haß nur entstellt eine Vortrefflichkeit, die ich nie so fand. Wie leid thut es mir, da Du auf diese Bekanntschaft Verzicht leisten mußt; Du findest hier keine Aehnliche, die Dir das ersetzen könnte, was Du in der feinern Welt, in dem Umgang mit großen Künstlern genossest."

„Und die Tochter," fiel Mathilde in's Wort mit trüben Sinnen, „ach, wie viel verliert mein Theobald dadurch, daß er das reizendste Geschöpf nicht sehen soll."

Theobald lächelte. „Ihr Guten! die ihr nur an mich denkt, seyd ganz ruhig. Manche seltne Erscheinung ging an mir vorüber in der Fremde, reizend und interessant, aber keine steht vor meiner Phantasie; keine gab mir den Wunsch, ihr immer nahe zu seyn! Euch will ich leben, und meinem Beruf. Was schadet es, daß wir diese Bekanntschaft nicht theilen, da es jenen Menschen unangenehm seyn würde, wie ihr sagt."

Die Räthin versprach ihrer Freundin den Nachmittag. Theobald ging zum Hofrath Böhm, seinem Pathen, mit dem er sehr Vieles zu verabreden hatte. Der Alte wollte ihm einen großen Theil seiner Praxis abgeben; sein Ansehen und die trefflichen Zeugnisse des jungen Aeskulaps hatte er dazu gebraucht, um ihm die erledigte Stadtphysikus-Stelle zu verschaffen, was schon vor seiner Ankunft eingeleitet war. Theobald wünschte die Stelle, weil sie ihm Gelegenheit gab, auch seinen armen Mitbürgern beizustehen.

„Herrlich hat mich gestern Sophie überrascht mit einem Geschenk," sprach Mathilde, als sie am Morgen in's Zimmer trat, wo ihr Bruder eben frühstückte, und hielt ihm ein Miniaturgemälde in Medaillon vor, das an einer glänzenden Haarschnur herabhing. Eben umfaßte Theobalds Hand die goldne Kapsel, da rief die Stimme der Mutter Mathilden eilig hinweg, zu einer Hülfleistung bei einem Einkauf für die Küche. „Sie selbst hat es gemalt!" rief die Schwester eilig im Weggehen,

und glaubte damit Alles gesagt zu haben. Theobald lehnte im Fenster, im Anschauen verloren. Nie glaubte er etwas so Schönes gesehen zu haben. Es war eine junge Vestalin. Der Kopf strebte empor, mit so kräftigem Leben. Eine so üppige Jugend der Formen und Farben gab der größte Künstler sonst nur einer Hebe. Und doch hatte der gesenkte Blick der Augen so viel Harmonie mit der Binde, die den schönen Kopf umschloß. Der streng geschlossene Mund gab dabei so viel Männliches, einen so ernsten Trotz, der sonderbar auf die Jugendfülle herabblickte, die dicht mit Falten übergossen war. Kein Zweifel blieb, daß diese reizende Gestalt doch die einer Vestalin sey.

Immer noch haftete sein Blick an dem Bilde, und seine Phantasie fühlte sich immer lebhafter davon ergriffen, wollte etwas ergründen, das er doch nicht fand, als jetzt Mathilde wieder hinter ihm stand. In dem Augenblick legte er mit einem unwillkührlichen Ausruf, der seinen Unmuth laut werden ließ, das Bild hinweg. „Kann ich wohl auseinander setzen, was eine Grille des Künstlers zusammenstellte?“

Mathilde lachte: „Du bist sonderbar, Theobald! Sophie ist nicht zu tadeln! Ward doch ihre ganze Gestalt von Schönheit geformt. Und doch," setzte sie hinzu, „doch ist ihre Seele schöner noch als der Körper."

„Von wem redest Du?" fragte Theobald zerstreut.

„Du denkst wohl zurück an eine schöne Römerin," erwiederte Mathilde scherzend. „Ich aber sprach von meiner Freundin Sophie, die mir, wie ich Dir sagte, dieses Bild, das sie selbst für mich malte, gab, damit sie immer bei mir ist, und ich sie an meinem Herzen tragen kann, wie sie in demselben wohnt."

„Diese Vestalin?" fragte er erstaunt, und griff nach dem Bilde.

„Ach, Du sahest Sophien noch nicht! Es ist ja ihr eignes Bildniß!" Jetzt den Irrthum erklärend, lachte sie sich selbst aus. „Ich setzte es, närrisch genug, voraus, Du würdest Sophien erkennen, wie ich, da sie so ähnlich ist, ohne zu bedenken, daß Du sie nicht kennen konntest. Wie wird mich die Mutter auslachen!"

„Dieſes iſt Sophie?“ rief er überraſcht, und hielt das Bild mit beiden Händen, ohne das Auge nur eine Sekunde davon abzuwenden. „Die, von der Du geſtern ſagteſt, daß ſie —“

„Daß ſie die Männer haſſe, ja, lieber Theobald, ſie iſt in Wahrheit eine Veſtalin. Die Kleidung wählte ſie darum; ſie bezeichnet ihren Sinn.“ Jetzt das Medaillon aus ſeinen Händen nehmend, ſetzte ſie noch hinzu: „Du überſaheſt die Haarſchnur, an der das Medaillon hängt. Nur liebe Freunde trägt man an der Bruſt, und ſo ſchön dieſes Bild auch iſt, ich würde es nicht tragen, wenn es nicht jemand mir Intereſſantes wäre.“

„Iſt es ihr Haar?“ fragte Theobald lebhaft, und griff nach dem Medaillon, auf's neue in Anſchauen verloren, indem er die lange, ſo reich geflochtene Locke durch die Finger gleiten ließ und ſie den Lippen nahe brachte, unwillkührlich, um, wie er es bemerkend angab, die Glätte des glänzenden Haares zu prüfen. Der Eintritt der Mutter führte eben ſo bewußtlos das Medaillon raſch in Mathildens Hand zurück. Theobald hatte jetzt Geſchäfte, die ihn entfernten.

„Wird Sophie Dich nicht bald besuchen?“ fragte Theobald mit ungewissem leisen Ton, als die Mutter sie nach der Mahlzeit verlassen hatte, um sich anzukleiden.

„Nicht eher, als bis ihre Mutter wieder ganz wohl ist. Ich gehe aber so bald als möglich zu ihr, auch die Mutter. Das liebe Mädchen hütet bei der Mutter das Zimmer; jetzt, da der Frühling kommt, ist es doppelt einsam im verschlossenen Zimmer.“

„Braucht die Mutter keinen Arzt?“ fiel ihr Theobald lebhaft in's Wort, und erröthete leicht über diese Frage.

„Möchtest Du wohl der Arzt seyn? Neugierig seyd ihr Männer doch auch!“ scherzte Mathilde. „Du sahest wohl noch wenige Männerfeindinnen. Dieser Gegenstand ist doch interessant,“ meinte sie treuherzig, zu unbekannt mit den Gefühlen des Herzens, um die Aeusserung von Theobalds Interesse einem andern, als der Neugierde zuzuschreiben.

„O wie gern möchte ich da Arzt seyn,“ sagte Theobald mit einem unterdrückten Seufzer.

„Ich will's unſerer Mutter ſagen, es wäre vielleicht eine Möglichkeit, wenn ſie einen bedürfte. Die Mutter rieth ihr geſtern, zu einem Arzt zu ſchicken, aber ſie lehnte es faſt unwillig ab. — Sie wiſſen, mir iſt die Geſellſchaft der Männer verhaßt, und zuverſichtlicher, anmaßender als die Aerzte, giebt es keine. — Doch die jungen ſind beſcheidner. — Unwiſſender! fiel ſie ein. Kann ein Mann wohl beſcheiden ſeyn? Die Natur iſt mein Arzt."

„O müßte ſich doch diesmal die Kunſt mit ihr vereinen!" dachte Theobald, und verließ mit unterdrücktem Unmuth und trübem Blick das Zimmer.

Mathilde erzählte der Mutter ihre Unterredung, und wie neugierig ihre beiderſeitigen Beſchreibungen Theobald gemacht hätten, und ſeinen Wunſch, dort bekannt zu werden, als Arzt. „Sehr lieb wäre dieſes auch mir," ſprach die Mutter, „denn ich traue Theobalds Geſchicklichkeit, und fürchte für meine Freundin. Es ſcheint mir auch außerdem, es bedürfe nur, ſein Gemüth, ſein Betragen zu beobachten, um von dem Vorurtheile

geheilt zu werden, das meine Freundin unglücklicher als Kränklichkeit macht. Ich habe schon viel darüber nachgedacht, wie wir ihr von Theobalds Ankunft sagen könnten, ohne sie von uns zu entfernen; aber bis jetzt fand ich noch nichts. Sie wird sich nicht entschließen zu einer solchen Bekanntschaft, und es würde undelikat von mir seyn, sie, bei dem mir bekannten Vorurtheile, dazu nöthigen zu wollen, einen Mann zu sehen, weil er der Sohn ihrer Freundin ist; was ihm selbst noch keinen Vorzug vor seinem Geschlechte giebt."

„O wenn sie nur an Ausnahmen glaubte," seufzte Mathilde.

„Sie muß davon überzeugt werden," erwiederte die Mutter lebhaft. „Sollte es mir nicht möglich seyn, etwas dazu beizutragen, da ich an diese glaube, so fest als an die Seligkeit? Ja, ich muß mit ihr reden, Mathilde. Ich muß ihr von Deinem Vater erzählen, von meinem Glücke der Vergangenheit, um ihr eine glücklichere Zukunft zu bereiten." Sie trocknete gerührt ihr Auge, und bat Mathilden, sie zu ihrer Freundin zu begleiten.

Ihre schöne Begeisterung wurde gestört, da ihr die Stein mit sehr bleichem Gesichte entgegen kam, mit dem heftigen Ausrufe: „Wissen Sie, daß heute wieder einmal die Untreue beschworen und gekrönt wird? Amaliens Verlobter kann nicht genug eilen, die Früchte des abscheulichsten Eigennutzes zu genießen. Heute ist Hochzeit, und die Teufel feiern ein Fest der Hoffnung für die Zukunft. O wer wollte nicht an eine Hölle glauben, da es Männer in der Welt giebt. Was sollte die tausend mal tausend gebrochenen Herzen, die Millionen gebrochenen Eide, die unzählbaren Seufzer und Thränen unsers Geschlechts rächen! Das Gewissen doch wohl nicht? Haben diese ein Gewissen? Eben so kennt der Egoismus Theilnahme, und das Recht des Stärkeren Gerechtigkeit. Was kümmert sie, die Götzendiener des Goldes und der Sinnlichkeit, wodurch diesen Götzen geopfert wird. Das Unglück des schwachen unterdrückten Geschlechts ist ja immer wohlverdient. Sind sie denn zu etwas Besserem da, als zum Vergnügen, zum Wohlseyn der Herren der Erde? Das Uebrige macht Langeweile, und die Klage

erregt ein Gelächter —, wer wird empfindsam seyn!!"

Das bittre Lachen, welches diese Worte begleitete, erschreckte die Räthin, daß sie zurücktrat. Sophie hatte geweint, und fiel Mathilden in die Arme. „Die Mutter ist krank!" flüsterte sie, „ach, die arme Amalie!"

Nie hatte Mathilde ihre Freundin so weich gesehen. Sie war unendlich reizend in ihrem Schmerz, mit einem Herzen, das nie einen ähnlichen für sich kannte. Der in Wehmuth aufgelöste Trotz, der sonst um ihren Mund lag, schien nur ihr Geschlecht zu betrauern.

„O meine Freundin," sprach die Räthin, jene innig an ihr Herz drückend, „könnte ich Ihnen doch die Ueberzeugung aus meinem Herzen geben, daß es noch Ausnahmen giebt, daß wir nicht das ganze Geschlecht verachten dürfen, ohne ungerecht zu seyn."

„Sie sind so gut, daß Sie alle Menschen für gut halten, aber die Männer sind schreckliche Betrüger, boshafte Heuchler. Sehen Sie doch umher, die heitern, zufriedenen Ehemänner, sieht man

es ihnen wohl an, daß sie vorher mit den heiligsten Empfindungen spielten? Daß sie Herzen täuschten, Schwüre brachen? Da ist an keine Reue zu denken. Das lebt sich so ganz ruhig fort, und taumelt zuletzt, betäubt vom Rausch oder Krankheit, in die Grube. Doch ich glaube an Vergeltung!!"

„Auch ich, theure Liebe! Aber nicht Alle haben das Unglück Getäuschter auf ihrer Seele. O, es giebt noch immer Ausnahmen, glauben Sie mir!" Sie erzählte von sich, und ging von ihrer Vergangenheit, welche die Stein tief zu rühren schien, zu der Hoffnung über, daß es noch immer herrliche Männer gebe; wenn auch bei den meisten der höhere sittliche Werth mangle.

„Gegen Ihre Vergangenheit die meine — o sie überwiegt an Elend Ihr seltenes Glück, das aber auch in der Blüthe dahinsank," erwiederte Madam Stein mit ernster Fassung; „doch davon ein andermal; heute bin ich zu schwach, diese Bilder aufzustellen."

Die Räthin bereuete jetzt, etwas berührt zu haben, was ihre Freundin tiefer noch als sonst

bewegte, da sie ihre Schwäche sah. Sie bat sie, sich auf's Sopha nieder zu legen, und bemühte sich, gleichgültigere Gegenstände aufzusuchen, wozu Mathilde treulich half. Der herannahende Frühling war der nächste und schönste. Mathildens Gefühl, lange gedrückt, strömte hier über, und ihr glänzendes Auge lieh ihrer Beschreibung so viel Leben, daß sie die Mutter Sophiens merklich dadurch erquickte.

„Geh' mit Deiner Mathilde ein wenig spazieren, Sophie," sprach die jetzt wie sonst Gestimmte. „Die Natur ist unser schöner, einziger, höchster Trost. Geh' hin, genieße der reinen Luft, des schönen Sonnenscheins, des Anblicks der neubelebten Keime. Meine theure Harder ist ja bei mir, da kannst Du ruhig Dich entfernen."

Sophie holte ihren Sonnenhut und Shawl, und verließ am Arm der Freundin das Haus.

„Jetzt mußt Du doch auch unsere Schneeglöckchen sehen," sprach Mathilde, nach einem kurzen Spaziergange zwischen den knospenden Hecken und den hin und wieder grün gewordenen Rasen. „Hier ist noch an kein Blümchen zu denken, aber

in unſerm Gärtchen am Hauſe, da iſt's ſchon gar freundlich, die Sonne hat dort Alles früher herausgelockt. Die Schneeglöckchen ſind in voller Blüthe, und wir wollen ſuchen, ob wir für Deine Mutter nicht auch Veilchen finden; heut Morgen ſah ich Knospen, die halb geöffnet waren, aber ohne Dich wollte ich keine pflücken, Du mußt ſie alle ſehen, ich habe noch kein Blümchen berührt."

Gerührt drückte Sophie ihre Hand.

Der Anblick des Gärtchens überraſchte Sophien; in den acht Tagen, da ſie es nicht geſehen hatte, war Alles verändert durch die Kunſt und Natur. Theobalds Lieblingsplätzchen war hier, als er noch Knabe war, und immer hatte der Jüngling es mit beſonderer Liebe gepflegt. Jetzt, wo es ſeinen erweiterten Ideen viel kleiner als ſonſt vorkam, war es ihm doch eben ſo lieb. Hier war er noch Kind, jede Stelle bot unzählbare Freuden in der Erinnerung. Alles ſollte ſo bleiben; aber in den wenigen Stunden, die er mit Mathilden hier zubrachte, um, wie damals, die Blumenbeete zu graben, zu ordnen, darauf zu pflanzen und zu ſäen, war es doch unendlich ver-

ſchönert. Ohne daß er es bemerkte, hatte ſich das Gefühl für das Schöne darin abgedrückt. Mehrere überwinterte Blumenſtöcke, nach der Blüthe, waren mit den Töpfen in die Erde gepflanzt. Ein zierlich geflochtener großer Korb von ſchönen Weiden, umgab auf dem mittlern Hügel die zart ſpreſſenden Stauden, denen einige Orangen und Myrthen zugeſellt waren. Ueberall war das alte Laub, jede Spur des Winters verſchwunden. Zierliche Beete voll zarter, ſchwellender Erde, in der der Samen keimte; ſanft gewölbte engliſche Blumenſtöcke, mit dem feinſten grünen Raſen eingefaßt (es waren die alten, aber ſchöner geordnet), machten mit dem Gebüſch, welches Alles umgränzte und erhob, ein ſchönes Ganzes, dem die ganz geſchloſſene Geisblattlaube, an der die halb entwickelten Zweige ſich freundlich zu einander bogen, etwas ſo Trauliches, Heimliches gab, das jedem nicht erſtorbenen Gefühl ſagte, wie hold der Frühling ſey.

Sophie, vorbereitet durch ihre Wehmuth, fühlte ſich durch das neue Leben, durch die einzige unausſprechliche Milde der reinen Frühlings-

luft ergriffen, und der Eintritt in das Gärtchen bewegte sie wunderbar. Auch Mathilde war still, sie trauerte bei dem Gedanken, diese Schöpfung nicht als die ihres Bruders nennen zu dürfen, da dieses ihre Freude erhoben hätte. Stumm nahten Beide dem Hügel, an dessen Abhang die Schneeglöckchen am zarten Stengel bebten, vom leisen Hauch bewegt. Sophie neigte sich zu ihnen, und mit dem ganzen Gefühl der Jugend, dem sie selten so kindlich sich überlassen hatte, brach sie eines der Blümchen und küßte sein reines weißes Haupt. Mathilde hielt sie umschlungen, Beide blickten in süßer Vergessenheit auf das Blümchen hin, da tönten ein paar volle schwellende Accorde durch die Frühlingsluft, und eine Stimme schmiegte sich ihnen an, voll seltner Fülle und Reinheit. Es war Frühlingsluft und Frühlingsschmerz, was diese Brust bewegte. Jeder Ton zitterte in Sophiens Gemüth nach, wie ein nie berührtes Instrument nur leise anspricht. — Ganz den Tönen hingegeben, saß sie an Mathildens Schulter gelehnt. „O was ist das?“ fragte sie, als es stille geworden war, mit einer ängst-

lichen Beklemmung, und legte mit einer wehmüthigen Miene die Hand auf ihre Bruſt, als könnte dieſe den neuen Reichthum nicht faſſen.

Mathilde weinte leiſe; immer mehr zur Wehmuth als Freude geneigt, machte ſie der Geſang ihres Theobalds — dieſer war es, der zur Guitarre ſang — jetzt nur wehmüthiger, da ſie, in ſeinem Lieblingsplätzchen ihn hörend, von ihm, dem langentbehrten, geliebten Bruder, nicht reden durfte, ohne ihre Freundin zu ſtören.

Theobald, nicht ahnend, wer ihm ſo nahe ſey, hatte ſeine überſtrömenden Empfindungen zu vereinigen geſucht in der Harmonie. Lange hatte er vor Sophiens Eintritt aus ſeinen Fenſtern in den Garten geſchaut, tauſend Gefühle aufgenommen, aus dem Paradieſe ſeiner Kindheit, zu den neuen wunderbaren der verſchloſſenen Bruſt, die ſich auszuſprechen ſehnten in der lauen Frühlingsluft. Da ergriff er die Guitarre, ein Andenken an Neapel von ſeinem Erdlay, eine der vollkommenſten, die unter Italiens Himmel erklangen, und ſtimmte einen Ton begeiſternd in ihre Saiten.

So befreundet Sophiens Geiſt mit der Kunſt

der Malerei war, so ganz fremd war ihr die der höhern Musik, die ihre Mutter eine täuschende Verführerin der Phantasie nannte, deren Wirkungen sich unberechnet bis an das Reich des Unbewußtseyns verlören. Klares Schauen, kaltes Urtheilen, war ihr Ziel bei Sophiens Erziehung. Darum mußte die Musik, so wie die Poesie, ihr fremd bleiben. Was ihr der von ihr bewachte Zufall dennoch bisher mitgetheilt hatte, war höchst unbedeutend gewesen.

„Laß uns gehen!" sagte sie leise und tief aus der Brust aufathmend.

Mathilde hatte eben einige Veilchen gepflückt, stand nun auf und folgte der Eilenden.

Sie fanden Sophiens Mutter viel heiterer, als sie diese verlassen hatten, doch glühten ihre Wangen von einer unnatürlichen Hitze. Mathildens Mutter hatte ihr einen kühlenden Trank bereitet, um sie zu erquicken. Die mitgebrachten Veilchen freuten sie. „Du mußt Dich aber bei dem Pflücken viel gebückt haben," meinte sie, „Deine Wangen glühen wie Feuer."

„Das ist eine Folge der milden und doch

ſcharfen Frühlingsluft!“ erwiederte Mathildens Mutter, „man fühlt ſich ermüdet, wie nach der weiteſten Fußreiſe, wenn man nur einige hundert Schritte geht.“

Sophiens auffallende Stille, ihr ſinniges, in ſich zurückgezogenes Weſen, beachtete ihre ſonſt Alles bemerkende Mutter nicht, weil ihr Geiſt durch die Unpäßlichkeit betäubt war.

Bei ihrer Zurückkunft fanden ſie Theobalden nicht; er war zu Pferde in ein entferntes Dorf zu einem gefährlichen Kranken geeilt. Bald nachher, als die beiden Mädchen den Garten verlaſſen hatten, ſchickte der Hofrath den Boten.

Mathilde war es gewohnt, Alles ihrer Mutter mitzutheilen, zum erſtenmal ſchwieg ſie heute von der Ueberraſchung im Garten. Es war eine ſo ſtille Erſcheinung von Sophiens Empfindung, die der Freundin, ſie wußte ſelbſt nicht warum, heilig war. Das junge Gemüth feiert ſtill den Vorfrühling der Empfindung, und hat über dieſe dämmernde Welt keine Worte. Erſt ſpät, wenn

es heller Tag geworden ist, wenn Schmerz und Freude an ihm vorübergingen, kann es sich mittheilen über diese Erscheinungen, und wenn es von ihnen verlassen ist, dann nur bemerkt es sie bei Andern, und redet darüber, was jene noch nicht verstehen. Es ist eine Ahnung des ganz jungen Herzens, sich dem ältern vertrautesten hierüber nicht mitzutheilen — es bedarf keinen Aufschluß — fürchtet den hellen Tag; ohne es zu wissen, sichert sich dadurch das noch ungeübte Auge.

Erst am Morgen kehrte Theobald zurück, frisch wie der Morgen, der nach dem warmen Abend kühl und hell war. Die Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit seines Berufs, die sich ihm an dem Krankenbette, dessen Leiden er in wenig Stunden linderte, so lebendig darstellte, hatten kräftig auf seinen Geist gewirkt. Von den Planen für die Zukunft ganz erfüllt, zeigte der Ausdruck seines Wesens, mit dem er muthig vom Pferde sprang, und mit der einen Hand nach der Uhr sehend, mit der andern die Locken von der glühenden Stirn streichend, Mathilden, daß er Athem schöpfe

zu neuen Geschäften. Er ging, nach einem freundlichen guten Morgen, in sein Zimmer, von dort zum Hofrath. Hätte ihn Mathilde in einer Mußestunde wiedergesehen, mit demselben Ausdruck im Auge, der in seinen Tönen lag am Abend, sie hätte ihm gewiß gesagt, daß sie ihn belorcht habe mit ihrer Freundin. Jetzt aber schien es ihr Verrath der Freundin, die sie, ohne es zu wissen, schon anders nahm, als am Morgen. Sie hätte nicht über die Begebenheit scherzen können, es war, als sey sie aus der Reihe der gewöhnlichen hervorgetreten, und dürfe, als solche, nicht wie jene behandelt werden.

Als sie Sophien Nachmittags besuchte, fand sie sie an der Staffelei, stiller als sonst.

„Sophie hat Kopfschmerz," sagte die Mutter, „eine Wirkung der ungewohnten Frühlingsluft. Ruhe ist das beste Mittel dagegen, und diese hat sie am Morgen genossen, da ich geschrieben habe bis jetzt, und so erschöpft bin, als hätte ich den weitesten Spaziergang gemacht.

„Ruhen Sie doch!" bat Mathilde, „wir wollen dort im Kabinet beisammen arbeiten."

„Hier habe ich Dir Veilchen mitgebracht, Sophie," sagte sie zu dieser, als sie im Kabinet bei der Arbeit saßen. Sophie dankte mit einem Kusse. Sie betrachtete die blauen, duftenden Kelche, es schwebte etwas, das einer Frage glich, auf ihren Lippen, doch schwieg sie.

Mathilde bemerkte es, aber sie scheute jede Frage über gestern, und Sophie fragte auch nichts. Sie arbeitete sehr fleißig an einem Kleidungsstücke für eine arme Frau; und die wenigen Worte, die sie sprach, bezogen sich auf diesen Gegenstand. Mathilde wollte bald gehen, aber Sophie bat mit einer Art Wehmuth: „Verlaß mich noch nicht! ich liebe ja Niemand so sehr, als Dich." Diese Aeusserung, mit der Sophie ihre Hand drückte, war Mathilden neu, und rührte sie innig. „Glaube mir, Sophie, daß Niemand auf der Welt mir theurer ist, als Du, und wenn es möglich wäre, möchte ich immer bei Dir seyn."

Sophiens Mutter schlief noch, als sie spät durch das Zimmer gingen, und in Sophiens Augen stiegen Thränen. „Sieh, wie brennend roth der Mutter Wangen sind. Ihr Körper leidet; ich

bemerke es, und kann ihr nicht helfen." „O, ich hoffe, es wird bald beſſer!" erwiederte Mathilde. „Morgen kommt meine Mutter, um zu ſehen, wie ſie geſchlafen hat." Sie küßte die Thränen von den Wangen der Freundin, und eilte mit ſorgender Theilnahme zu der Mutter, um ſie aufzumuntern, morgen zu erfüllen, was ſie verſprochen hatte.

Früh am Morgen kam Sophiens Mädchen mit ängſtlichem Geſicht, und bat die Räthin, doch ſogleich mit ihr zu kommen, ihre Herrſchaft ſey plötzlich ſehr krank geworden, und die Mamſell wiſſe ſich nicht zu helfen; ſie wäre ganz außer ſich. Die Räthin eilte ſchnell zu ihrer Freundin, und fand ſie im heftigſten Fieber. Sie kannte weder ſie, noch ihre Tochter. Dieſe lag neben dem Ruhebett auf den Knien, in gränzenloſem Schmerz über den Zuſtand ihrer Mutter. Als die Räthin ſie tröſtend umarmte und ſie zu beruhigen ſuchte, antwortete ſie, ohne auf dieſe Tröſtung gehört zu haben: „Ach, meine Mutter, meine Mutter, ſie ſtirbt!" und hüllte eben ſo troſtlos ihr Geſicht in die Kiſſen. Die Räthin war in unbeſchreiblicher

Angſt, was ſie thun ſollte, und ſchickte, geleitet durch das Vertrauen, zu ihrem Sohne, da der Hofrath ſelbſt unpäßlich war, und ihr, als ſie ihn geſtern beſuchte, verſichert hatte, er könne keinen ſeiner Herren Kollegen mit mehr Zuverſicht empfehlen, als dieſen. Die Lage, in der ſich Mutter und Tochter befanden, hatte jetzt jeden andern Gedanken entfernt.

Höchſt überraſchend traf Theobalden dieſe Nachricht, als er eben zu Mathilden gehen wollte, um zu frühſtücken. „Mein Gott!“ rief dieſe, von Schmerz ergriffen, „wie übel muß es dort ſtehen, da man Dich ruft. Ich will mich auch gleich ankleiden, um Sophien nachher beizuſtehen.“ Theobald ſaß einige Minuten ſinnend, dann ſprang er auf und eilte ſchnell hinweg.

Bei ſeinem Eintritt in das Zimmer war Sophie noch immer in der vorigen Stellung, und bemerkte ihn nicht, bis er dicht hinter ihr ſtand. Sie blickte ihn mit einer Art Unwillen an, indem ihr Kopf ſich ſeitwärts hob, zu der Räthin. „Wer iſt der Menſch?“ dieſe Frage lag deutlich in ihrer Miene. „Ein Arzt!“ ſagte dieſe, die die

Frage verſtand; „der Zuſtand Ihrer Mutter macht dieſe Hülfe durchaus nöthig.“ Der Gedanke der Hülfe verſchlang jetzt alle andern. Sophie richtete ſich auf und faßte mit kranker Heftigkeit Theobalds Arm: „O helfen Sie, helfen Sie!“ rief ſie, indem ſie die andere Hand nach der Kranken ausſtreckte. Die tiefe Bewegung in Theobalds Innern zeigte ſich in allen ſeinen Zügen, und erhob den Ausdruck ſeines Geſichts zu der hohen Schönheit der Begeiſterung. „Gott wird mir beiſtehen! ihm wollen wir vertrauen.“ Dieſe Worte, das wir, der Ton, mit dem er es ſagte, traf bekannte Saiten der Empfindung, das Fremde war für den Augenblick vergeſſen.

Theobald ergriff mit ſanfter Sorge die Hand der Kranken, um ihren Puls zu unterſuchen, und betrachtete ſie lange, um ihren Zuſtand zu prüfen; ſchrieb hierauf einige Recepte, und ordnete dann mit einer ſeltnen Vorſicht die Behandlung der Kranken bis in das kleinſte Detail. Sophie hörte mit jener Spannung zu, die einen Laut von den Vorſchriften zu verlieren fürchtet. Er bat ſie, mit der ihm eigenen anziehenden Art, ſich

zu beruhigen, er habe die beste Hoffnung. Außerdem würde auch ihre Gesundheit durch den Schmerz so angegriffen, daß die genesende Mutter mehr leiden würde am Krankenlager der Tochter, als durch ihre körperlichen Schmerzen. Er bat sie beim Weggehen so zart, einige Tropfen, die er ihr gegeben hatte, zu nehmen, um ihre durch den Schrecken angegriffenen Nerven zu beruhigen, daß sie es versprach, und verließ sie mit der Versicherung, daß er sich Nachmittags unfehlbar wieder nach dem Befinden der Kranken erkundigen würde.

Die Räthin hatte zu Allem geschwiegen, und Sophie ahnete nicht ihr Verhältniß zu dem Arzte. Wenige Minuten, nachdem Theobald das Zimmer verlassen hatte, trat Mathilde in dasselbe. Sie hatte ihren Bruder getroffen, und mit zwei Worten sagte er, es schiene, die Mutter wolle vermeiden, daß er als ihr Sohn auftrete; auch sie möchte also schweigen. Mathildens Gegenwart war Sophien eine Beruhigung mehr. Sie saßen Beide am Krankenbette, indeß die Mutter alles Andere besorgte. Mathilde blieb die Nacht bei

ihrer Freundin, und ihre Mutter kam am Morgen wieder.

In den Sorgen des Augenblicks verschwand Sophiens Vorurtheil gegen das Geschlecht, und die aufmerksame Sorgfalt, die milde Behutsamkeit und Theilnahme, die Theobald zeigte, indem er selbst die Anweisung zu seinen Vorschriften gab, gewann Sophiens Zutrauen mit jedem Male mehr, daß sie ihn sah.

Die Krankheit der Mutter war ein bösartiges Nervenfieber, das der Doktor für langwierig ankündigte. Der Ueberspannung der ersten Tage folgte eine Erschöpfung bei Sophien, die sie nöthigte, sich einmal niederzulegen. Theobald wachte bei der Kranken. Doch kam Sophie mit dem Morgenrothe, bleich und wankend, um nach der Mutter zu sehen. Er erschrak, als er die ganz weiße Gestalt hereinwanken sah, und machte ihr sanfte Vorwürfe, daß sie sich so gar keine Ruhe gönne, und führte sie, als sie ihre Mutter ruhig gesehen, zu dem Sopha; gab ihr Tropfen ein, da sie vor Schwäche zitterte, und war einzig mit ihr beschäftigt. Kaum bemerkte er aber eine Bewegung

der Kranken, so flog er wieder zu dieser, und horchte auf jeden Ton, kam jedem Verlangen zuvor, und war in steter Sorge. Sophie sah, daß sie selbst weit weniger thun konnte, und daß die Mutter besser gehütet werde, als sie vermochte. Jetzt, da diese fortschlummerte, wandte sich Theobald zu Sophien, und beschwor sie, sich der Ruhe zu überlassen. Eine Zärtlichkeit war in seinem Ausdruck, eine Kindlichkeit, die seine Bitte unwiderstehlich machte. „Allein von der Sorge des Arztes wird Ihre Gesundheit gefordert," sprach er, „o warum zerstören Sie diese, und bringen jenen dadurch zur Verzweiflung." Sie antwortete nichts, blickte ihn aber mit trüber Freundlichkeit an, und entfernte sich.

Seitdem Sophie die seltene Sorgfalt gesehen hatte, mit der Theobald die Mutter bewachte, sträubte sie sich nicht mehr dagegen, was er seinen Beruf nannte, fast jede Nacht bei der Kranken zu bleiben. Jedes seiner Worte enthielt einen wunderbaren Trost für sie. Wenn die Mutter phantasirte, und sie neben ihrem Lager in Thränen zerfloß, wußte Theobald so wahr über die

Symptome der Krankheit zu reden, und sie so theilnehmend zu zerstreuen, indem er doch immer nur als Arzt erschien, nie von sich redete. Eine ganz neue Erscheinung war für sie dieser Arzt, der auch nicht einen jener Fehler zeigte, die sie an dem Geschlecht kannte und haßte. Er schien nur in Andern zu leben, trat immer bescheiden zurück, war neben dem Krankenbett ein Bruder, außerdem voll ehrfurchtzeigender Zurückhaltung, die die feinste, zarteste Achtung für ihr Geschlecht bezeichnet.

So wie Sophiens Bild Theobalds von Poesie erfülltes Gemüth bewegt hatte, wirkte sie selbst mit wunderbarer Allgewalt auf ihn. Das Schöne hatte ihn immer erfreut, das Geistige ihn erhoben, das Interessante ihn unterhalten; aber noch hatte ihn nichts ergriffen mit der Zaubergewalt, die er ahnete, wenn er in dem Reiche der Töne umherschweifte, sich durch sie bewegt, ergriffen fühlte, und mit Sehnsucht in das Leben schaute, was es diesem Zauber gleich zu geben habe. Sophiens Erscheinung war für ihn entscheidend. Die Widersprüche ihres Reizes und ihres Vorurtheils, der

schönen Natur und der angebildeten Härte und des Trotzes, schienen ihm Dissonanzen, die sich in nur schönere Harmonie auflösen würden. Das höhere Leben der Kunst versprach einen innern Reichthum, den er geahnet hatte, ohne bisher eine Spur davon zu finden.

Die Lage, die ihn ihr nahe brachte, ergriff sein schönes seltenes Gemüth. Er empfand, daß ihm die höchste Noth dieses Recht verlieh, nicht die freie Willkühr, und sah Sophien wie ein langbewahrtes Heiligthum, [illegible] die bewußtlose Mutter jedem gefürchteten [illegible]etzt überlassen mußte, mit Ehrfurcht an. Seine Empfindung zeigte sich nur in zarter, brüderlicher Theilnahme und Sorge. Die Phantasie, die ihre Zaubereien zu bilden angefangen hatte, wurde von dem edelsten Gefühle gehalten, und durch die Anstrengung, die sein Beruf foderte, zum Schweigen gebracht.

Mathildens Mutter hatte den ersten Moment verfehlt, um den Doktor als ihren Sohn zu nennen, jetzt war es ihr unmöglich. Sie mußte Mißtrauen erregen, was Sophiens niedergedrücktes Gemüth beunruhigt, und ihr den kleinen Rest

ihrer vorigen Heiterkeit geraubt haben würde. Oft beklagte ſich die Räthin über das ſonderbare Verhältniß und über ſich ſelbſt; bereuete die Täuſchung, die ſie veranlaßte mit ihrem guten Willen, und ſah kein Mittel, ſie aufzuheben. Sie ahnete den Eindruck nicht, den Sophie auf Theobald gemacht hatte, denn ſie fand nichts in dem Betragen ihres Sohnes, was dieſen verrieth. Er zeigte ſich als vorzüglicher Menſch und trefflicher Arzt, wie ſie ihn kannte. Ihre häufigen Geſchäfte im Hauſe ihrer Freundin, deren ſorgfältige Pflege ſie allein übernahm, die ſie faſt immer in die Küche nöthigte, vereinigt mit ihren eigenen häuslichen Geſchäften, die ſie außerdem noch beſorgte, ließen ihr nicht Muße genug, um in dem Verhältniß des Arztes für Sophien eine Gefahr zu ahnen. Genug war es dem Mutterherzen, daß ihr Sohn nichts von dem allgemeinen Haß zu empfinden hatte, den die Dankbarkeit hier gefeſſelt hielt; da ſie noch überdieß von der Geneſung der Mutter künftig Manches erwarten durfte, ſo verſchob ſie bis dahin die Entdeckung ihres Verhältniſſes.

Die Heftigkeit der Krankheit nahm ab, es kamen helle Augenblicke, in denen die Kranke ihr Bewußtseyn erhielt und wieder zusammenhängend sprach; doch verhinderte die große Schwäche, in der sie sich befand, mit gewöhnlicher Theilnahme die sie umgebenden Gegenstände zu betrachten. Theobald schien ihr aufzufallen, als sie ihn das erste Mal so sah; aber zu sehr niedergedrückt von dem Gefühl ihrer Krankheit, nahm sie willig die stärkende Arzenei aus seiner Hand an, und beantwortete die mit unendlich sanftem Tone an sie gerichteten Fragen des pflegenden Arztes. Die Art, wie er sie behandelte, war ihr unentbehrlich geworden, und die kunstverständige Linderung ihrer oft heftigen Schmerzen vermißte sie in seiner Abwesenheit. Oft rief sie im Fieberparoxismus nach der Hand ihres Engels, um den Kopfschmerz, über den sie immer klagte, zu lindern. Stundenlang lehnte Theobald an ihrem Lager, ihren Kopf in beiden Händen haltend, mit immer neuer Sorge die Lage wechselnd und alle möglichen Mittel anwendend. So auch ihre Hände, die einigemal viel von Krämpfen litten.

Sophie hatte es oft versucht, Theobalds Stelle zu ersetzen, aber die Kranke bemerkte es gleich, und stieß die ihr jetzt Unbekannte hinweg. Sie rief einmal: „Was willst Du? Du kannst mir ja nicht helfen; der dort, der Engel, der kann es.“ Theobald war abwesend, und Sophie, in Thränen zerfließend, schickte eilig nach ihm, zählte die Sekunden, bis er kam; und auch ihr schien er ein Engel, wenn er, athemlos von einem andern Krankenbett hergeeilt, zu der Mutter trat. Sie umschlang ihn mit den Armen und sagte: „O, meine arme Mutter verlangte den lindernden Engel, ich habe ihr nicht helfen können.“ Sein Herz schwoll von hoher Andacht und heißer Sehnsucht, es war ihm, als hielte ihn was Himmlisches umfaßt, und er wagte nicht Sophien anzublicken. Seine zitternden Hände beschäftigten sich damit, der Leidenden Linderung zu verschaffen. Oft ergriff der Anblick seiner aufopfernden Anstrengung, bei der der Schweiß auf seiner durch das Herabneigen glühenden Stirne stand, Sophien so, daß sie das Zimmer verlassen mußte, um sich in ihrer Kammer auszuweinen.

Die Gefahr war vorüber, die Genesung folgte langsam, aber gewiß. Theobald kündigte dieses mit einem von Freude begeisterten Gesichte der Patientin an. Sie reichte ihm stumm die Hand. In Sophiens schönem Auge glänzten Thränen des Entzückens, und sie hob dankend die Hände zum Himmel; heftete dann einen Blick auf Theobald, der ihn hinein versetzte.

Er kam jetzt nur zweimal des Tages, und blieb nicht lange. Sophie fühlte eine Leere, die selbst Mathildens Gegenwart nicht zu füllen vermochte. Auch die langentbehrte Unterhaltung mit der geliebten Mutter bot keinen völligen Ersatz. Doch unwissend in allen Gefühlen des Herzens, schien es Sophien eine Folge ihrer körperlichen Anstrengung, und ihrer beständigen Unruhe und Angst. Als aber bald darauf Theobald nur einmal kam, klagte Sophie darüber gegen die Mutter, und meinte, man hätte doch so Manches zu fragen über die Diät, auf die, wie der Doktor oft geäußert habe, jetzt Alles ankomme. Die Lebhaftigkeit, mit der sie sprach, machte die Mutter aufmerksam, und zum ersten Male überdachte

ſie die Lage, in der ſich ihre Tochter befand, und erblickte in dem Arzte einen von jenem verhaßten Geſchlechte.

„So viel Dank ich dem Doktor ſchuldig bin, ſo fände ich es doch im Gegentheil unbeſcheiden, wenn er jetzt, da ich wieder wohl bin, öfter käme. Es wäre die Zudringlichkeit des Mannes, nicht die Sorge des Arztes, die ich dieſem nicht vergeben würde.“ Des Mannes betonte ſie ſo, daß Mathilde, die dabei war, den alten Haß erkannte. Sophie erſchrak ſichtbar, ihr Geſicht überflog eine hohe Röthe, und ſie ſchwieg, das Geſicht von der Mutter gewandt.

Mathildens einfache unbefangene Erzählung dieſer Aeuſſerung von Madam Stein, gab Theobalden einen tiefen Schmerz. Was er befürchtet hatte, war jetzt in Erfüllung gegangen. Der Haß der Mutter war der alte; und wenn den Arzt ſeine Pflicht nicht in das Haus führte, blieb es dem Manne verſchloſſen. Seine Strenge gegen ſich beruhigte den verwundeten Stolz des Mannes, aber in dem Kampfe, den ſeine Empfindung kämpfte, ſank ſein Gemüth in ſtummen Schmerz

dahin, wenn er sich dachte, daß er in wenigen Tagen Sophien nicht mehr sehen, ihren süßen Ton, der erst, seitdem sie ihn kannte, so mild wurde, nicht mehr hören sollte.

Seine Mutter bemerkte die Veränderung in seinem Wesen, und fragte ihn, als die Schwermuth zunahm, mit Aengstlichkeit um die Ursache. Er schützte traurige Briefe und sehr gefährliche Patienten vor, und entzog sich dadurch ihren Nachforschungen. Sophien konnte die Unruhe, die Miene der Schwermuth noch weniger entgehen; sie, die gewohnt war, in dem ernst heitern Gesichte Trost zu finden, wurde erschüttert durch den Ausdruck von unterdrückter Trauer, und machte Mathilden aufmerksam darauf, die schon lange bei ihr wohnte, und in Gegenwart ihres Bruders still war, weil sie ihre sonderbare Lage drückend fand, und jedem Gespräch über ihn auswich. So hatte sie in der letzten Zeit das Zimmer verlassen, wenn er hereintrat, und erst als Sophie ihr von seinem veränderten Wesen sagte, erschrak sie sichtbar, und empfing ihn mit der lebhaftesten Besorgniß der Zärtlichkeit das

nächste Mal án der Treppe, drückte ihm die Hand, sich traulich an ihn schmiegend, und fragte ihn leise nach der Ursache seiner Schwermuth, die er ihr, wie der Mutter, entzog. Durch die Glasthür, von der Soph..ns Mutter den Vorhang in dem Augenblicke zurückgeschlagen hatte, um zu sehen, wer die Treppe heraufkomme, sah sie dieses, und zog sehr überrascht und schnell den Vorhang zu, um die Liebenden nicht zu erschrecken.

Im nächsten Augenblick trat Theobald allein herein. Bei seinem ersten Laut verließ Sophie das Kabinet, in dem sie eben ein Gemälde vollendet hatte, das sie vor der Krankheit ihrer Mutter angefangen, und bei der zunehmenden Genesung fortgesetzt hatte. Jetzt brachte sie es, und stellte es halb versteckt hin, mit dem leisen Wunsche, Theobald möchte es doch bemerken; sein Lob schien ihr das süßeste. Theobald erkundigte sich nach dem Befinden der Mutter, und sagte dann mit einer sonderbaren Spannung, die er vergebens zu unterdrücken suchte, aber mit fröhlicher Miene, daß sie seiner Kunst nicht weiter bedürfe. „Die

Natur wird vollenden, was die Kunſt noch zu wünſchen übrig läßt. Gehen Sie heute ein wenig ins Freie. Der Frühling feiert einen ſchönen Tag, den Ihrer vollendeten Geneſung. Meine beſten Wünſche begleiten Sie!" Er neigte ſich gerührt, und wollte ſich entfernen.

„Sie wollen mich doch nicht verlaſſen, ohne meinen Dank anzunehmen?" erwiederte die Gerührte. „Was Sie mir thaten, kann ich nicht lohnen, aber Gott und Ihr Bewußtſeyn. Daß ich gern dankbar ſeyn möchte, gebe Ihnen dieſe Kleinigkeit zu erkennen!" Sie griff in ihre Schatulle, und nahm ein verſiegeltes Päckchen heraus, um es ihm darzureichen.

„Wollen Sie mich betrüben!" rief er mit Wehmuth, indem ſich ſein Stolz durch den erhabenen edlen Anſtand ausſprach, mit dem er daſtand.

Sophie bebte, ſie hatte faſt bewußtlos dem Geſpräch zugehört.

„Sie dürfen mich doch nicht als Ihre Schuldnerin in Allem verlaſſen," erwiederte Madam Stein mit Güte, zugleich aber etwas ſtolz.

„Darf ich Sie um ein Andenken bitten?"

fragte er mit weicher Stimme, und wandte ſich halb zu Sophien.

„O was Sie wollen!!“ riefen Mutter und Tochter zugleich.

„Dieſes Gemälde würde mich ſehr reich durch ſeinen Beſitz machen!“ Er zeigte auf das eben vollendete; er hatte es vor einer Minute erkannt. Es war jener Blumenhügel ſeines Gartens, auf dem Sophie und Mathilde umſchlungen ſaßen. Sie hatte das Andenken jener Stunde dadurch verewigen wollen. Er war in ſichtbarer großer Bewegung; ohne von jenem Eindruck Sophiens etwas zu ahnen, ergriff ihn dieſe Zuſammenſtellung in der bangen Stunde des Abſchiedes um ſo mehr. Sophie erröthete und verſtummte, dann reichte ſie ihm mit bebender Hand das Gemälde, und wagte es nicht, ihren Blick zu ihm aufzuſchlagen. Er küßte ihre Hand mit einem Feuer, das ſie ſchnell durchglühte, wandte ſich dann zur Mutter mit einer Verbeugung, und war verſchwunden.

Sophie entfernte ſich ſchnell, um ihre Erſchütterung zu verbergen. Sie warf ſich auf ihr

Lager und weinte. Es war ihr, als habe ſie nun Alles verloren, als ſey ihr Leben ein leerer Schall. Mit heftigem Schmerz riß ſich das Vorurtheil der Jugend, die Meinung der Kindheit von ihrem Herzen, und in tauſend Thränen verwiſchte ſich die Spur ihres unnatürlichen Haſſes. Theobald hatte ſie mit dem Geſchlechte verſöhnt. Seine Gegenwart war ihr unentbehrlich zum Daſeyn, ſeine Achtung ihr Stolz geworden, und ſeine Liebe ſchien ihr Seligkeit. Nun war er verſchwunden für immer, ihre Mutter hatte ihn verſcheucht. Ihre Grauſamkeit hatte vergeſſen, was er für ſie that — immer wiederholten ſich ihr jene Scenen an dem Krankenbette, und dann floſſen ihre Thränen auf's neue.

Sein Blick, ſein Ton, mit dem er das Bild erbat, gaben ihr dann wieder eine hohe Wonne. O, ich bin ihm theuer, er bat um das Bild, weil meine Hand es malte, — nein, flüſterte eine leiſe Stimme im Innerſten ihres Herzens, weil ich es ſelbſt bin. Meine Geſtalt zog ihn an, er erbat es, um mich zu beſitzen. Dieſer Gedanke verſchlang alles Andere mit Zaubergewalt, und

unter den Thränen fühlte ſie ein unnennbares, nie empfundenes Entzücken. Ihr ganzes Weſen wurde dadurch umgewandelt. Sehnſucht beugte das ſtolze Haupt gegen das warme Herz. Der Trotz um den Mund verlor ſich in ſüßes Schmachten. Ihre Stimme ward unausſprechlich mild und leiſer, und ihr ſonſt kühner Blick ſuchte den Boden.

Die Veränderung war zu groß, um der Mutter nicht aufzufallen, und die Urſache blieb ihr nicht unbekannt. Der Schmerz betäubte jeden andern Gedanken, indem ſie das Schickſal ihrer Sophie überſah. Den Geliebten einer Andern mit ſolcher Leidenſchaft zu lieben — ſie weinte ſeit lange die erſten Thränen. „Alſo wieder über dies Geſchlecht! ich dachte dafür keine Thränen mehr zu haben. Doch es iſt gut, daß es ſo kam! konnte ich meine Tochter nicht ſchützen gegen dieſes ſchreckliche Uebel, ſo hat doch das Schickſal für ſie und mich geſorgt. In dem Schmerz, ungeliebt zu lieben, wird ihr Haß ſich vollenden und ſie für die Zukunft ſichern. Ich will, um ſie zu heilen, ihr ſagen, daß ihre Freundin es war, nicht ſie, die

dieſen Mann feſſelte; darum erbat er das Bild, um das von jener zu beſitzen."

Die Räthin Harder kam eben, als ſie den Gedanken ausgedacht hatte, mit einem weichen, verweinten Antlitz, und wünſchte ihr Glück zum erſten Ausgang mit einer ſtummen Umarmung. Madam Stein wurde bei ihrem Anblick beſorgt; mit jedem Tage war ihr die Freundin theurer geworden, und ſie fragte, ihren Schmerz vergeſſend, nach dem ihrer Freundin, denn ſie bemerkte, auch dieſe habe etwas auf dem Herzen. Das Bild hatte der Mutter verrathen, welcher Schmerz ihren Theobald drückte. Den Abend, nachdem er Abſchied von Steins Hauſe genommen hatte, zeigte ſein Weſen den höchſten Grad der Unruhe, und ſeine Phantaſien auf dem Fortepiano waren in gleichem Grade hinreißend und herzzerſchneidend. Sie und Mathilde weinten ſtill, den Tönen horchend; und als am Morgen die Mutter das mit den ſchönſten Roſen bekränzte Bild über Theobalds Schreibtiſch hängen ſah, war er ihr kein Räthſel mehr. Eben jetzt hatte ſie Sophien mit Mathilden auf jenem Hügel verlaſſen.

Theobalds Spiel hatte hier zum zweitenmal die beiden Mädchen überraſcht. Sophie fragte, und Mathilde ſagte, der Doktor wohne hier im Hauſe. In Sophiens Gemüthe wurde es jetzt klar, jene Töne kamen von ihm, die zum erſtenmal ihre Seele anſprachen. Mathilde hatte, auf der Mutter Fragen, auch jenes Frühlingsbeſuchs im Garten erwähnt; und Beiden war es nun gewiß, daß Sophie nicht mehr haßte.

Die Räthin fühlte die Nothwendigkeit davon, mehr als je dem Vorurtheil, dem Haß ihrer Freundin wenigſtens den Glauben an Ausnahmen zu geben, und ſie kam zu dieſer neuen Probe mit doppelter Innigkeit. Nach einigen Einleitungen kamen ſie auf den Gegenſtand.

„Laſſen Sie ab, meine Freundin, mich überzeugen zu wollen. Was Sie von der Zukunft meiner Sophie ſagen, iſt mir, nach meiner Erfahrung, nicht einleuchtend. Sie wird glücklicher leben einſam, als an einen Mann gefeſſelt, der ihren Werth nie wahr ſchätzen würde. Ich habe die Ueberzeugung, daß nur Körperreiz oder Gold einen Mann reizen können. Sophiens Blüthe

wird welken, und ſie iſt nur reich an Kenntniß, nicht an Gold. Vielleicht glaubt man, ſie ſey reich, aber ſie weiß, daß ſie arm iſt. Die Kunſt wird ſie nähren, wie ſie ihr immer Troſt und Freude war."

„Aber es iſt ungerecht von meiner Freundin, daß ſie glaubt, Sophie würde nicht um ihrer ſelbſt willen geliebt werden," erwiederte die Räthin. „O es giebt gewiß der Männer noch viele, die den Werth des Gemüthes ſchätzen, die dann noch lieben, wenn das Alter alle Blüthen verwehte."

„Sie glauben an Ideale! und in Ihrem ſchönen Gemüthe wohnt Poeſie. O blicken Sie in die Wirklichkeit. Sie müſſen mein Schickſal kennen, und dann urtheilen, ob ich ungerecht bin."

„Mit dem ſiebenten Jahre ging mein Unglück an, meine Mutter verheirathete ſich zum zweitenmale; meinen Vater hatte ich nicht gekannt. Sie war ſchön, jung und reich, alſo von Liebhabern umgeben, unter denen ſie einem jungen Officier, der ſie mit gränzenloſer Leidenſchaft zu lieben ſchien, den Vorzug gab. Mein Stiefvater hatte den beſten Ruf, und meine Mutter,

die mich sehr liebte, nahm auch hierauf aus diesem Grunde Rücksicht, um meine Zukunft zu sichern. Doch schon im ersten Jahre empfand ich die Härte dieses Mannes. Er verstand es, meine Mutter ganz einzunehmen, die bald Alles guthieß, was er that. Ich war nicht schön; keine der lebhaften Puppen, die schmeichelnd sich zum Spielzeug der Erwachsenen brauchen lassen. Mein heißer Durst nach Kenntnissen lehrte mich die Zeit schätzen und zum Fleiß anwenden, und meine Mutter, die aus Liebe zu ihrem Manne sich mit ihm in Zerstreuungen stürzte, übergab mir dabei ihre häuslichen Geschäfte. Dies war eine Quelle der ersten Ungerechtigkeiten meines Stiefvaters. Jede üble Laune ließ er an mir aus, immer wußte er zu tadeln, und schlug mich über den kleinsten Verlust. Oft blutete das Herz meiner guten Mutter, aber sie war schwach genug, ihren Mann zu entschuldigen, selbst wenn er unmenschlich gegen mich und das Gesinde war, da er sie zu überzeugen wußte, daß er sie liebte. Sie war ja schön und reich. Die Sinnlichkeit allein kann die angeborene Härte der Männer mildern. Die-

ſes iſt der Zauber, den die ſogenannten glücklichen Frauen gebrauchen, um die Unbändigen zu feſſeln, ſonſt würden ſie immer als Tyrannen erſcheinen, wie ich ſie ſchon damals fand, als ein Kind, das nicht angenehm in der äußern Erſcheinung, das ohne Reiz war, alſo kein Wohlgefühl veranlaſſen konnte. Dagegen wurde die Tochter unſeres Hauswirths, ein ſchönes eitles Mädchen, mir von meinem Stiefvater immer als Muſter vorgezogen und aufgeſtellt, ob ich wohl an Kenntniſſen ſie bei weitem übertraf, wenn ſie gleich älter war. Meine Mutter hatte im erſten Jahre einen Sohn bekommen, im dritten eine Tochter; Beide mußte ich pflegen. Der Knabe ſchien geboren, um mir das Haus meiner Mutter ganz zur Hölle zu machen. Ich war ihm völlig untergeordnet; er befahl mir, was ich thun ſollte. Oft ſchlug er, indeß ich für ihn arbeitete, mich lachend mit einem Stocke, worüber ſein Vater ſich dann freute, wie muthig und ſtark der Knabe ſey. Er war der Liebling meiner Mutter, da er des Vaters Züge mit ihrem Reiz verband. Die kleine Schwe-

ſter war mein einziger Troſt. Oft weinte das gute Kind mit mir.“

„So erreichte ich das Alter der Jungfrau, ohne daß ich die Freuden der Kindheit genoſſen hatte. Mein Loos, als die Tochter einer ſehr reichen, allgemein geliebten Frau, ſchien in meinem ſechsten Jahre das glücklichſte; und bis dahin auf den Händen getragen, bereitete ein Mann mir das traurigſte. Das Schickſal ſchien mich entſchädigen zu wollen. Ein junger Maler unterrichtete mich in ſeiner Kunſt, die ich ſchon von der früheſten Kindheit ganz vorzüglich liebte, und wozu ich, wie mich meine Lehrer verſicherten, viel Anlage habe. Geiſt und Körper meines neuen Lehrers waren gleich vollkommen. Enthuſiaſtiſch für ſeine Kunſt eingenommen, machte er ſie mir täglich lieber. Der glühende Unwille, den er über die Behandlung meines Stiefvaters mir ſichtbar werden ließ — die zarte Theilnahme an mir — die Art, wie er die kleine Reihe meiner Freuden durch ſeine Aufmerkſamkeiten zu vermehren wußte, und durch ſein Urtheil, das im Publikum viel galt, meinen Stiefvater, veran-

laßte, mir gütiger zu begegnen, indem er ſeinen Stolz aufrief, und die Aufmerkſamkeit mehrerer Kenner auf mich zu lenken wußte, um jenem zu ſchmeicheln: mußten ihm mein Herz erwerben. Er liebte mich, die von Niemand geliebt, allein daſtand, er, der mir wie ein höheres Weſen erſchien, als ein Ideal der Kunſt, der Schönheit, der Güte, und ich liebte ihn nicht nur, ich betete ihn an."

Madam Stein verbarg ihre glühende Stirn in der Hand. „O wie liebte ich dieſen Mann!!" ſprach ſie, mehr ſich ſelbſt, als ihrer Freundin zugewandt. „Die erſte Liebe hält jedes Mädchen für die einzige ſtarke, der keine jemals gleich kam — aber ich, die den gränzenloſen Reichthum meiner Empfindung bisher tief verbergen mußte, die immer mit Kälte behandelt, ſich jetzt von einem Engel geliebt wähnte, mußte ich nicht lieben mit einziger, unausſprechlicher Glut und Stärke? Ich war ſelig in der Hölle der Ungerechtigkeit; und mit tauſend Qualen umgeben, hätte ich mit keinem Gotte getauſcht. Zwei Jahre entflohen, die einzigen glücklichen meines Lebens."

Thränen verhinderten sie, weiter zu reden, sie sank an die Brust ihrer Freundin und schluchzte laut. Wie ein guter Genius neigte sich diese über die schmerzlich Gerührte mit schweigender Wehmuth.

Nach einer Pause fing Madam Stein mit leiser, gedämpfter Stimme an, ihre Erzählung fortzusetzen. „Ich war seit einem Jahre mit meinem Lehrer verlobt; er hatte sich meiner Mutter entdeckt. Eine Erbschaft setzte ihn nun in den Stand, unabhängig von irgend einer Rücksicht, seiner Kunst und seiner Familie zu leben. Schon bisher hatte ihn ein kleines Vermögen, nicht die Kunst genährt. Nur aus Freude an aufkeimendem Talente, das er unterstützte, hatte er gelehrt. Mein Vater gab endlich seine Einwilligung, die er vorher mit kalter Härte versagt hatte, da mein Geliebter gänzlich Verzicht auf mein mütterliches Vermögen that, und die Zinsen des väterlichen ihm, wie bisher, überlassen mußte. Nun betrieb er die Vollziehung unserer Verbindung eben so, wie er vorher sich gegen jede sträubte. Der Tag war bestimmt.“ Tief seufzte die Erzäh-

lerin, noch höher glühte ihre Wange, und ein sichtbarer Kampf sprach aus ihren Zügen. Doch als ihre Freundin die Lippen öffnete, um sie um Aufschub ihrer Erzählung zu bitten, sagte sie mit schneller Fassung und todter Gleichgültigkeit: „Lassen Sie mich! zwanzig Jahre werden doch eine Schwachheit besiegen lehren. Die Verachtung ist stark genug, jede Erinnerung zu ertragen! Eine fremde Tänzerin trat auf unser Theater; die Männer schienen versteinert im Anschauen. Mein Verlobter wurde bezaubert durch die Schönheit, vergaß alles Andere, und verließ mit ihr die Stadt. Mein Vater war wüthend, er mißhandelte mich, und nur die Mutter rettete mich Verzweifelnde vom Selbstmorde. Sie schickte mich zu einer Verwandtin ihres ersten Mannes, die in D*** lebte; und diese Frau war es, die meinen zerrütteten Verstand erhielt. Nach einem Jahre starb sie in meinen Armen, nachdem sie mir ihr Vermögen zugesichert hatte. Doch leider war ich noch unmündig, und mußte zurück zu meinem Stiefvater, der mich, beladen mit Gold, gütig empfing. Allein die Versorge meiner Beschützerin,

nur die Zinsen seiner Willkühr zu überlassen, erbitterten ihn desto mehr, als er sie erfuhr. Er hatte das Vermögen meiner Mutter verschwendet; das von meinem Vater schützte das Gericht, wie das mir zugefallene. Er behandelte mich nun härter, als je. Meine Mutter, die jetzt verblüht war, litt dasselbe Schicksal; und ihre Geduld und Sanftmuth lehrte mich dulden."

„Mein Gold zog eine Menge Freier an, die mich mit Leidenschaft versicherten, daß sie — das Gold liebten. Doch ich hatte den Entschluß gefaßt, unverheirathet zu bleiben, und fertigte alle ab. Der Zudringlichste davon war Herr Stein. Mein Vater unterstützte seine Wünsche eifrig; und als ich ihm meinen Entschluß erklärt hatte, wurde er wüthend, warf mir mein Verhältniß mit dem Entflohenen in den niedrigsten, empörendsten Ausdrücken vor, und verspottete mich mit teuflischer Schadenfreude. Freilich sey an mir nichts Reizendes, das lehre die Erfahrung. Nur die Schönheit könne die Männer fesseln. Auch Herr Stein werde sich zu trösten wissen. Er aber dulde mich nicht länger in seinem Hause, wo ich als ein un-

nützes Möbel ſeine Ausgaben nur vermehre. So mit allen erſinnlichen Qualen brachte er mich zur Verzweiflung, und mißhandelte dabei meine arme Mutter, daß ſie mich bewegen ſolle, Herrn Stein meine Hand zu geben. Ihr Leiden vollendete meine Verzweiflung, und vermochte mich zu einem Entſchluß, ohne Rückſicht auf die Perſon zu nehmen, der ich meine Hand gab. Jedes Loos ſchien mir erträglicher; und ich hatte, außer dem widerſtrebenden Herzen, keine Urſache anzugeben, warum ich dieſen eigentlich ſchönen Mann verwarf."

„Erſt nachdem ich verheirathet war, erfuhr ich, daß mein Vater eine große Summe an meinen Mann ſchuldig geweſen, und dieſer mit ihm übereingekommen war, ſie ihm zu erlaſſen, wenn er meine Hand dagegen erhielte; ſonſt aber würde er zu den härteſten Strafmitteln greifen. Das Betragen meines Mannes im erſten Jahre ließ mich glauben, daß er aus Liebe zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht genommen habe; kein Schein des Eigennutzes ward mir an ihm ſichtbar. Doch war dies Maske, um mich zu hintergehen. Er ſtellte mir

nun sehr zärtlich vor, wie vortheilhaft der Ankauf eines sehr großen Landgutes für uns sey, das zu geringem Preise verkauft werde, und wie er wünsche, so viel Vermögen zu haben, um es zu kaufen. Ist unser vereinigtes nicht genug? fragte ich vertrauend und unbefangen. Ich hasse den Schein, vom deinigen das Gut erkauft zu haben. Mit einem Wort, das Gut wurde von meinem Vermögen erkauft auf seinen Namen, ihm zum Eigenthum. Ich kannte kein Mißtrauen, liebte das Geld nie, es fiel mir nicht ein, es zu sichern, und nur wenig blieb mir von dem großen Vermögen. Doch bald wurde es mir klar, daß nur mein Geld geliebt worden war, nicht meine Person. Er verließ mich jetzt wochenlang, da ich eben Mutter werden sollte, und lebte auf dem Gute mit einem schönen Mädchen der niedrigsten Klasse, das er mir, da ich es nicht kannte, als Wärterin meines Kindes in's Haus brachte. Kaum von dem schmerzlichen Lager erstanden, sah ich, daß er ganz ungebunden mit diesem Mädchen lebte, das sich eines Rechtes über mich anmaßte, welches mich empörte. Als ich mein Kind den

Händen dieſer nichtswürdigen Kreatur entriß, und eine andere Wärterin annahm, mißhandelte mich dieſer Mann in Gegenwart beider Mädchen. Menſchlicher durch ihr Geſchlecht, fiel das Mädchen ihm in den Arm, und that den Ausbrüchen ſeiner Wuth Einhalt."

„Die Folge war eine Krankheit, die mich nahe an den Rand des Grabes brachte. Meine Mutter wartete mich in dieſer, und erhielt durch ihre Liebe und Sorge mein Leben. Als ich wieder genas, fühlte ich mich ganz umgewandelt. Ein entſchiedener Haß gegen das Geſchlecht gab mir Energie. Ich widerſtand allen Bitten des Mannes (deſſen Stolz ſich durch das Urtheil des Publikums gekränkt fühlte, welches ihm bis dahin, als einem galanten Manne, jede Art der Ausſchweifung zu gut gehalten hatte, ihm aber die Ausbrüche der Härte nicht verzieh), und trennte mich von ihm. Meine Mutter hatte das Schickſal einige Zeit erlöſ't; ihr Mann mußte mit den Truppen marſchiren. Der Krieg war ausgebrochen, und befreite ſo manches gedrückte Weib von ſeinem Tyrannen. Die ſchwächliche Mutter zog

auf's Land, ich mit ihr. Um mich ganz unabhängig zu machen von jeder Willkühr, ergriff ich die Kunst wieder, die ich seit jener Zeit ganz hatte liegen lassen. Bald gab sie meinem Leben wieder die reine hohe Befriedigung, die das Eigenthum ihrer Eingeweihten ist, und ich fing an, meine Leiden zu vergessen, als der Tod meiner Mutter mich und meine Schwester aus dem stillen Asyl der Ruhe wieder in das Geräusch der großen Welt warf. Die Angelegenheiten meiner Mutter waren in der größten Verwirrung, und durch die Spielsucht ihres Sohnes, der bei dem Militär angestellt war, waren die Schulden so vermehrt, daß meiner Schwester nichts blieb."

„Ich mochte nicht an einem Orte leben mit dem Manne, dessen Anblick mir immer eine Ohnmacht zuzog, und wählte D*** zu meinem Aufenthalte, wo ich für die Kunst die schönste Nahrung fand. Ich hatte hier sechs Jahre zugebracht. Der Wunsch meiner sehr lebhaften Schwester ließ uns in einem größeren Zirkel leben, als ich mir gewählt haben würde, da mich nur die Kunst anzog. Als Künstlerin lernte ich nun alle feinern

Ungerechtigkeiten der Männer kennen und verachten. Doch eine lebhaftere Empfindung nahm wieder mein Gemüth ein, als die Leiden meiner Schwester dieses Geschlecht auf's neue anklagten. Sie war ein sehr liebenswürdiges Mädchen, voll Witz und Talente, die Krone der Gesellschaft. Ich besuchte diese nur selten, und überließ meine Schwester der mütterlichen Sorgfalt einer sehr braven, ältern Freundin. So bemerkte ich es anfänglich gar nicht, daß sie unter Andern von einem jungen Baron ausgezeichnet wurde, der sehr viel Vorzügliches in seiner Gestalt und seinem Wesen vereinigte. Als ich es späterhin entdeckte, daß auch sie ihn auszeichnete, warnte ich sie; doch sie glaubte, ich sey ungerecht gegen das Geschlecht, liebte schon, war also vom Gegentheil überzeugt. Der Baron kam oft in unser Haus. Ich bat vergebens, denn sie gestand mir nicht, daß er ihr so viel sey, und die Lebhaftigkeit, mit der sie scherzen konnte, täuschte mich. Ich beobachtete den Mann jetzt öfter, und sah, daß er einer jener grausamen männlichen Koketten war, die Liebe erwecken, als Weihrauch ihrer Eitelkeit. Kaum sah er sich angebetet

von Leonoren, als er sich zurückzog, und bald hörten wir, daß er einer eben angekommenen Gräfin den Hof mache."

„Niemand ahnete die Leidenschaft meiner Schwester. Sie erschien noch immer mit gleicher Lebhaftigkeit in der Gesellschaft, fesselte noch Alles an ihre Unterhaltung; doch zu Hause sank sie zusammen. Tagelang hatte sie die schrecklichsten Krämpfe, hustete, und suchte mir dieses Alles zu verbergen, um mich nicht zu betrüben. Allein ich sah, daß sie hinwelkte, und drang auf ärztliche Hülfe — aber es war zu spät. Nach wenigen Monden starb sie in meinen Armen an Krämpfen, unter Verwünschungen des Mannes, der sie der Verzweiflung übergab."

„Ich hatte sie sehr geliebt, und schauderte nun von neuem, so oft ich einen Mann sah. Ich zog mich von aller Gesellschaft zurück, und lebte einzig der Kunst und meiner Sophie, die schon aufzublühen begann. Womit konnte ich ihre Schönheit schützen vor den Räubern der weiblichen Ruhe, als durch den frühen Haß, den sie auch schon theilte und am Sarge ihres Lieblings gelobte: nur die

Kunſt ſollte ihre Stütze ſeyn. Ich bot ſie ihr früh, und immer ernſt, kannte ſie nur Beſchäftigung, nie Spiel."

„Bei einer Ausſtellung von Gemälden fand eines von mir beſondern Beifall. Ich ſtand eben mit einem alten fremden Künſtler, der mich nicht kannte, im tiefen Geſpräch vor dieſem Gemälde in einer Nebenſtube. Der Saal war ſehr voll, und Sophie, die hier wie zu Hauſe war, verließ mich, um einer Bekannten ihr erſtes dem Urtheil ausgeſtelltes Gemälde zu zeigen. Sie will es aufheben, da es an der Wand lehnt, in dem Augenblicke ſtößt ſie ein Mann ſo hart mit einem größeren, mit dem er ſich durchdrängt, daß ſie zurückfällt. Ich höre einen Schrei, eile hinzu, und erblicke jenen Mann, der mein Glück einſt zerſtörte, zu Sophien hingebeugt, ihren blutenden Kopf in ſeinem Arme. Mir vergingen die Sinne, und erſt in meinem Zimmer erwachte ich. Sophie lag noch bewußtlos da, unter den Händen des Wundarztes. Eine tiefe Wunde am Hinterkopfe war ſehr gefährlich, wie man mir nicht verſchwieg. Sie war auf die ſpitze Ecke eines alten

daſtehenden Gemäldes gefallen. Ich war dem Wahnſinn nahe — die Erſcheinung jenes Mannes, die mir auch den Verluſt meines Kindes, des einzigen, woran meine Seele hing, drohte, hatte mich in dieſen Zuſtand verſetzt. Nach ſechs Wochen, während deren Sophie am Rande des Grabes ſchwebte, war ſie endlich gerettet. Als ſie nach zwei Monden wieder ausging an meinem Arme, hörte ich von einer Bekannten, daß jener Mann bei der Akademie angeſtellt worden war an jenem Unglückstage. Sie wollte mir ſeine Verzweiflung ſchildern, als er das ſchöne zwölfjährige Mädchen blutend zu ſeinen Füßen erblickt habe, ich bat ſie aber, mit einer Art von Wuth, zu ſchweigen, und mein Entſchluß, D*** zu verlaſſen, war ſchon gefaßt, und in wenigen Tagen ausgeführt."

„Ich zog mit meiner Tochter auf's Land in die hieſige Gegend, acht Stunden weit von hier. Zwei Jahre lebte ich ruhig der Kunſt, da überraſchte mich Sophiens Vater. Er wollte ſie von mir nehmen. Seine Bitten hörte ich, in ſtarre Todesangſt durch ſeinen Anblick verſetzt, nicht, und konnte nichts antworten. Nun verließ er mich

mit Drohungen, und wußte es bei den Gesetzführern, es waren ja auch Männer, dahin zu bringen, daß ihm seine Tochter zugestanden wurde. Ich war in Verzweiflung. Sophie umklammerte meine Kniee, und war nicht zu bewegen, mit ihrem Vater zu gehen, den sie nicht einmal kannte, und da sie mich über Alles liebte. Er verließ uns endlich mit heftigem Zorne, und drohte, Sophien zu enterben. Ich konnte diese Drohung verlachen, und hatte ihr ein besseres Erbe zu hinterlassen in ihrem innern Reichthum. Er scheute die Meinung zu sehr, um seinen Entschluß auszuführen, und machte nach zwei Jahren ein Testament mit vielen Klauseln und Ränken, durch welches er seinen Willen durchzusetzen hoffte, um sich auch nach seinem Tode ein Recht auf meinen und der Tochter Willen vorzubehalten, das wir aber durch Beharrlichkeit entkräften werden, da seine abscheuliche Behandlung jedes Recht aufhob und sein Geld uns nichts ist. Er hat sich nie um seine Tochter bekümmert, ihr nie Liebe gegeben; sein Geld braucht sie nicht, es ist nur das Mittel, die Raubsucht eines Mannes zu reizen."

„Ein Jahr darauf, als er das Teſtament gemacht hatte, ſtarb er an einer anſteckenden Krankheit, wußte es aber durch ſeine Freunde noch dahin zu bringen, daß ihr ein Vormund geſetzt wurde, mit einer großen Gewalt, welche ſich auf jenes Teſtament bezog, und durch obrigkeitliche Hülfe beſtätigt wurde. Wie es gewöhnlich iſt, Sophiens Vater nahm jetzt Aller Urtheile für ſich ein. Man fand das Teſtament ſehr ſchön, und mich höchſt ungerecht. Wo behält ein Weib Recht, wenn es ſich unterſteht, gegen männliche Ungerechtigkeit zu klagen? Doch dieſes ſtörte mich nicht. Ich zeigte dem Vormund, daß ich Energie genug habe, es mit fremder männlicher Anmaßung aufzunehmen, und wir bekümmerten uns Keines um das Andere. Doch vor ſechs Monden nöthigte mich der Vormund, meine Einſamkeit zu verlaſſen und den hieſigen Aufenthalt zu wählen, einer Klauſel des Teſtaments zufolge, unter dem Vorwande, damit der Vormund für Sophien in ſeiner Nähe beſſer ſorgen könne. Da er den Beiſtand der Geſetze anzurufen drohte, mußte ich nachgeben und die mir bereitete Wohnung beziehen. Es blieb

von zwei Uebeln das kleinere, da ich die Unruhe und das Aufsehen in einem Publikum scheute, dem ich bisher unbekannt war und bleiben wollte. Auch der Bedingung gab ich nach, den Namen meines Mannes zu führen, den ich bisher abgelegt hatte. Ich habe den Vormund nur einmal gesehen und seine Besuche abgelehnt. Uebrigens kann keine seiner Maßregeln mich zwingen, und wenn ich es für meine Tochter nöthig fände, meinen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen, so lasse ich es darauf ankommen, wer eine Mutter daran verhindern kann. Zu lange das Spielwerk des verhaßten Geschlechts, werde ich endlich doch frei werden, wäre es auch erst durch die Volljährigkeit meiner Sophie."

„Und dann würden Sie uns verlassen?" rief die Räthin.

„Nur dann, wenn Sophiens Ruhe es nothwendig machte, daß sie einen Mann fliehen müßte," erwiederte Madam Stein. „Sie, meine Theure, fänden es doch nicht ungerecht mehr, ein Geschlecht zu fliehen, das meinem Leben jede Freude verbitterte und immer meine Ruhe störte."

„Sie waren sehr unglücklich!“ seufzte die Räthin und drückte mit thränenden Augen die Hand ihrer Freundin an ihr Herz. „Wer könnte einen Haß tadeln, der durch das ganze Leben Ihnen aufgedrungen wurde? Aber, Gott sey Dank! es giebt noch viele Ausnahmen unter diesem Geschlechte, und gegen diese wird meine theure Stein nicht ungerecht seyn.“

„Warum fand ich nie eine?“ erwiederte diese mit Lebhaftigkeit. „Es ruhte denn ein Fluch auf mir, den das Schicksal nie verantworten könnte. Nein, wohin ich auch sah, waren die Männer dieselben, nur äußerten sich ihre Leidenschaften, ihr Egoismus nicht so gewaltsam, als mir die Erfahrung sie zeigte. Von den Umständen gehalten, von der Meinung beschränkt, durch die Schönheit gemildert, durch die Sinnlichkeit gefesselt.“

„Ich war sehr glücklich durch einen Mann,“ sprach die gerührte Freundin, und lehnte sich, in Erinnerung verloren, an Sophiens Mutter.

„Durch poetische Ansichten, durch Ihre Liebe, durch Ihre reizende Gestalt, durch Ihr gütiges, mildes Gemüth, das nur Einen Willen kannte,

den des Geliebten. Dieſes Alles erhob den Mann zu einem Engel in Ihren Augen. Sie waren zehn Jahre verheirathet, und in der Blüthe des Lebens entriß der Tod Ihnen den Gatten. Sie kennen dadurch nur den Frühling, nicht den Herbſt und Winter an der Seite eines Mannes. Wenn dieſe kommen, entflieht die Magie, die in der Empfindung unſer Geſchlecht täuſcht."

„Nein, nein! Sie können mir meinen Glauben nicht entreißen! Selbſt dann, wenn ich mich ſelbſt ausnehme, glaube ich an Ausnahmen! O, ich könnte Ihnen mehrere zeigen. Scheint Ihnen der Doktor nicht das Gegentheil von dem Bilde, welches Sie aufſtellen?"

„Von dieſem wollen wir ſchweigen. Er iſt der erſte Mann, dem ich Dankbarkeit ſchuldig bin, aber ich ſehe den Arzt, nicht den Mann in ihm. Ich kenne ihn nicht, und er iſt auch zu jung, um ihn beurtheilen zu können. Wer weiß, wie viel Thränen unſers Geſchlechts ſchon auf ſeinem Herzen ruhen. Unparteiiſch, unbeſtochen durch die liebenswürdige Erſcheinung, mit klarer, proſaiſcher Anſicht, wo finden Sie Liebe, wo Dankbarkeit bei

dieſem Geſchlechte? Wo iſt Einer, den Alter und Häßlichkeit nicht zurückſtieß? der den innern Werth höher ſchätzte, als Körperreiz und Geld? der treu und beſtändig anhing, wo ihm die Sinnlichkeit nichts zu bieten hatte? Ein ſolches Beiſpiel ſollte mich das Elend meiner Vergangenheit vergeſſen machen!" fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort. „Ein Gerechter den Haß gegen das ungerechte Geſchlecht hinwegnehmen!"

„Ja, ich weiß ein ſolches Beiſpiel!" rief die Räthin ſchnell, freudig ergriffen von einem Gedanken, und hielt die Hand wie zum Handſchlag. „Meine Freundin hält Wort, wenn ſie von der Wahrheit ſich überzeugt fühlt. Die Geſchichte iſt die treueſte Wahrheit, und ganz proſaiſch; dieſe Menſchen, und die, durch die ich die kleinſten Nebenumſtände der Geſchichte erfuhr, waren es im höchſten Grade. Es finden alſo keine poetiſche Anſichten Statt."

„In meinem Geburtsorte im W***ſchen lebte die Tochter eines Malers, die ſich, nach dem Tode ihrer Eltern, vom Unterrichte junger Mädchen kärglich nährte. Der Vater hatte kopirt und

übrigens vom Unterrichte gelebt. Vom Idealen der Kunst wußten Beide nichts, sie war Handwerk. Aus Güte, und weil ihr ihre Vögel und Hunde nicht Gesellschaft genug waren, nahm sie einen kleinen Waisenknaben zu sich, lehrte ihn Lesen, Schreiben und Rechnen, und unterrichtete ihn auch im Zeichnen. Der Knabe war sanft und fromm, lernte gut, und wurde bald vor allen Kindern, die sie unterrichtete, ihr Liebling. Sie kaufte ihm dann und wann ein nöthiges Kleidungsstück von ihrer Armuth, und führte ihn dazu an, ihr ihre Bedürfnisse einzukaufen. Der Knabe wurde Jüngling. Die schon lange alternde Jungfrau, besorgt um ihren Ruf, ohne daran zu denken, daß ihre Häßlichkeit sie in Aller Augen hinlänglich vor bösen Nachreden schützte, war so schüchtern und delikat in der Behandlung des jetzt erwachsenen Pflegekindes, und ließ ihn nicht mehr in ihrem Hause wohnen. Doch brachte er die meiste Zeit bei ihr zu, mit Malen beschäftigt, wodurch er ihr das Brot verdienen half. Das gute alte Mädchen war übrigens noch eben so mütterlich, er folgsam und ehrfurchtsvoll, wie da-

mals, als er noch auf ihrem Schooße gepflegt wurde."

„Er war zwanzig Jahre alt, und blind für alle weiblichen Reize, um der funfzigjährigen Jungfrau, die selbst im funfzehnten reizlos gewesen war, seine Stunden zu weihen. Ihr gehörte jedes Gefühl des jungen Herzens, ihr jeder Gedanke für die Zukunft, so wie Alles, was seine Hand erwarb. Jetzt wurden Rekruten an dem Orte ausgehoben, und alle ärmern Bürgersöhne ohne bestimmten Erwerb waren in Gefahr. Seine besorgte Freundin rieth ihm, in die Fremde zu gehen, aber er war außer sich bei dem Gedanken, sie zu verlassen, und blieb. In der größten Angst versteckte sie ihn in der Nacht, als ausgehoben wurde, in dem Hause einer vornehmen Bekannten, und er blieb dadurch verschont. Um aber die Aufmerksamkeit in der nächsten Zeit von ihm abzulenken, damit keine ihrer Nachbarinnen, die ihre Söhne hergeben mußten, mit Unwillen über sie reden konnte, schickte sie ihren Pflegesohn nach einem entfernten adeligen Gute, um dort die Zimmer zu malen, die verschönert werden soll-

ten. Dadurch konnte er mehrere Wochen abwesend seyn. Diese Entfernung zeigte dem Manne, wie viel ihm seine Freundin war. Er wurde schwermüthig, krank vor Sehnsucht. Nach einiger Zeit bekam sie einen Brief voll leidenschaftlicher Aeusserungen. Unmöglich sey es ihm, länger ohne sie zu leben, er habe das Heimweh im höchsten Grade, und sie möchte ihn zurückkommen lassen. Dabei erklärte er, daß er sie über Alles liebe, und sein einziger Wunsch sey der, sich auf immer mit ihr zu verbinden, um einst im hülflosen Alter ihr vergelten zu können, daß sie seine Kindheit gepflegt und geliebet, und er ihr Alles zu verdanken habe. Sie, die von Natur sehr ängstlich war, und alles Besondere scheute, erschrak doppelt über den Vorschlag, weinte über den Brief, schämte sich der Idee und suchte ihn davon abzubringen. Doch vergebens. Nach manchen Vorstellungen hin und her, schrieb er endlich, wenn sie ihn nicht heirathe, so würde er nie zurückkommen, sondern in die weite Welt gehen, und sich dann das Leben nehmen. Dieses solle sie wohl bedenken, sein Entschluß sey ganz fest.

Unter tauſend Thränen und dem Zureden einiger Freunde, die Beide kannten, ging ſie endlich den Vorſchlag ein. Der glückliche Bräutigam kam zurück, und zum Erſtaunen des Publikums wurden Beide Mann und Weib."

„Die Liebe deiſes jungen Mannes ſchwand nicht wie ein vorübergehender Rauſch des Augenblicks. Neun Jahre leben nun dieſe beiden Eheleute in der zärtlichſten Einigkeit, als das ſeltenſte Beiſpiel. Noch immer ſehnt er ſich, nach oft wochenlanger Abweſenheit, nach ſeiner Frau, wie ſonſt nach der Freundin, und ſie genießt die Freuden der Häuslichkeit mit einer rührenden Kindlichkeit, geht ſtundenweit ihrem Manne entgegen, und wartet im Schatten eines Baumes, bis ſie ihn in der Ferne erblickt. Sie hat immer eine Erquickung für ihn bereit; er reicht ihr dagegen, froh, endlich wieder bei ihr zu ſeyn, ſein erworbenes Geld, von dem er, in ſteter Sorge für ſie, höchſt ſpärlich für ſeine Bedürfniſſe nahm. Ihre Lage iſt durch ſeinen Fleiß und die Geſchicklichkeit, mit der er Zimmer und alle Arten von Ausſchmückungen derſelben malt, ſehr verbeſſert. Ihre Liebe ſcheint die

Ungleichheit der Jahre ganz auszugleichen. Sie ſieht jünger, er viel älter aus, als er iſt. Kein weibliches Weſen ſcheint ihm in der Welt, außer ſeiner Frau, zu exiſtiren, und ſehr ernſt und völlig gleichgültig ſieht er die ſchönſten Geſtalten in ſeiner Nähe, bemerkt dagegen jeden Schmuck der Reinlichkeit, jede Sorgfalt ſeiner Frau. Nichts fehle zu ihrem Glücke, äußerte die einfach gute Frau in den erſten Jahren ihrer Ehe, mit ſehr verſchämtem Geſichte, als Kinder, und einige Male hat ſie ſich mit der Hoffnung getäuſcht. Doch vermiſſen Beide ſie jetzt nicht, und meinen, die ſchlechten Zeiten machen Kinderloſigkeit zu dem wünſchenswertheſten Looſe."

„Und dieſes ſoll kein Mährchen ſeyn?" fragte Madam Stein lächelnd. „Gewiß wurden Sie getäuſcht."

„Dieſes iſt unmöglich! Ich ſelbſt kenne beide Eheleute, und bin mit den kleinſten Umſtänden ihrer Häuslichkeit durch meine dort lebenden Verwandten vertraut, frage immer nach dieſer ſeltenen Treue. Noch kürzlich erhielt ich die alten Verſicherungen. Können Sie länger auf der Ue-

berzeugung beharren, daß dies Geſchlecht durchaus ohne Ausnahme undankbar, egoiſtiſch und ſinnlich ſey, bei dieſem einfach rührenden Beiſpiele des Gegentheils? Reizloſer, magerer ſahen Sie nie eine Geſtalt, als die der Matrone, und ſchon damals, als ſie noch des Knaben pflegte. Doch ſchien mir ihre fromme Einfalt, ihre ſchüchterne Güte und Sanftmuth, ihre rührende jungfräuliche Schamhaftigkeit, eine geiſtige innere Jugend, die als ein einfacher Reiz die Häßlichkeit umgab. Ihre Hülfloſigkeit in Krankheiten hielt ſchon den Knaben an ſie gefeſſelt. Sein Dank für ihren Unterricht, für ihre Pflege, war für ihn ſüße Pflicht, wie der gegen die Gottheit, geworden, und wahre, zärtliche Neigung vereinigte ſich noch mit dieſem Danke. Von ihr ſchien er ſeine ganze Exiſtenz empfangen zu haben, ihr weihte er ſie wieder."

„Das that ein Mann!" ſprach Madam Stein erſtaunt vor ſich hin.

„Und ein nicht häßlich gebildeter, von etlichen zwanzig Jahren, kein Krüppel, lang und ſchlank von Wuchs, nicht unwerth des hübſcheſten Mädchens," fiel ihr die Räthin, erfreut über den ſicht-

baren Eindruck, den ihre Erzählung auf die Freundin gemacht hatte, ins Wort.

„Sie haben gesiegt!!“ sprach Madam Stein nach einer Pause, dem Nachdenken geweiht. „Ja, dieses ist eine Ausnahme! Ich fühle es, ich kann, ohne ungerecht zu seyn, dieses Geschlecht nicht mehr ohne Ausnahme hassen.“

Beide Mädchen traten herein. Sophiens Gesicht war wie verklärt, und ihre Mutter erstaunte über ihre Schönheit, die sie nie zuvor so gefunden hatte.

„O Mutter!“ sprach Sophie am Abend zu der sie mit einer erweichten Zärtlichkeit Betrachtenden, und hob das sinnig gesenkte Haupt empor zu ihr: „wie bezaubernd ist die Musik! wie weiß sie so viel von den stummen Gefühlen unsers innersten Wesens auszusprechen, und uns höher zu heben, höher noch, als die bildende Kunst es vermag. O gute, liebe Mutter, laß mich Musik lernen.“ Sie umschlang die Erstaunte und bestürmte sie mit tausend Küssen.

„Woher kennst Du den hohen Zauber der Musik?“ fragte die gerührte Mutter.

Hoch erröthend schwieg Sophie eine Minute, dann lispelte sie kaum vernehmlich: „der Doktor wohnt jetzt im Hause der Räthin, ihn habe ich im Garten singen, spielen hören.“

„Armes Mädchen!“ seufzte die Mutter, „auch Deine Stunde des Unglücks mußte schlagen. Du konntest nicht verschont bleiben von dem Zauber, dem die ganze Schöpfung unterworfen ist. Die Liebe zu kennen, um das Leben schätzen und verachten zu lernen — ist ja unser Aller Schicksal.“

Sie umarmte ihre Tochter unter namenlosen Gefühlen, und Thränen benetzten Sophiens glühende Wange. „Ich begrüße Dich mit Thränen, Du bist nun auch ein empfindendes Weib, wie einst Deine Mutter. Sophie, die hohe Täuschung hat schon begonnen, hier hast Du meine Hand — Du behältst beim Erwachen eine Freundin, wie ich keine hatte. O, viel Dornen wirst Du an diesen Rosen finden, darum bot ich Dir bisher nur die der Kunst, die dornenlosen. Doch es sollte so seyn! Wähle Dir morgen einen Musiklehrer. Ist

das Herz schon bekannt mit der Empfindung, dann bietet sie oft hohe Tröstung — und einen Nachhall des Schmerzes. Sophie, o gieb Dich dem neuen Zauber nicht ganz hin," rief sie mit lebhaftem Schmerz — „denke —" sie stockte, von ihren Empfindungen überwältigt.

„O meine Mutter," rief Sophie, in Thränen zerfließend — „nicht alle Männer sind hassenswerth!" —

„Auch mir ist die Ueberzeugung geworden, mein liebes Herz! aber die Empfindung täuscht. Denke Dir eine andere Möglichkeit, der Doktor liebte schon" —

„O, es kann nicht seyn!" sprach die Erglühende.

„Und wenn es so wäre?" sprach die Mutter sanft, aber ernst, im Tone der Wahrheit.

Sophie bedeckte die Augen mit einer Hand, fuhr mit der andern zum Herzen, und hob sie dann gegen die Mutter, Schonung flehend.

„Deine Mutter bleibt Dir, Sophie!" rief diese schmerzlich, und verließ dann schonend die Erschütterte.

Nach einer ſchlafloſen Nacht fürchtete die ſchmerzlich beſorgte Mutter den Anblick der leidenden Tochter. Sophie aber trat mit einer Faſſung herein, die jene nicht erwartet hatte. Mit einer krankhaft gedämpften Stimme, der ſie aber Stärke zu geben ſuchte, bot ſie der Mutter einen guten Morgen, und fragte, nachdem ſie mit ihr gefrühſtückt hatte, um ſie von ihrer erlangten Ruhe zu überzeugen: wodurch ſie vermuthe, daß der Doktor ſchon gewählt habe? „Der Ton, mit welchem er um das Bild bat," — ſetzte ſie erröthend und leiſer hinzu.

Die Mutter ſchwieg und küßte die Tochter dann, mit der Bitte, nichts mehr wiſſen zu wollen.

„Du weißt mehr, Mutter, ich muß mehr erfahren. Gewißheit iſt beſſer! Ich bin gefaßt. O nein, er kann nicht täuſchen wollen. Wäre ihm das Bild nicht theuer, er hätte es ſo nicht fordern können."

„Mathildens Geſtalt kann es ihm unendlich werth machen."

Sophie erbleichte. „Sagen Sie Alles auf einmal!" bat ſie heftig.

„Ja, Sophie, er liebt Mathilden! Ich sah sie in seinen Armen durch die Glasthür."

„O, warum mußte sie schweigen!" rief Sophie im höchsten Schmerz an dem Mutterherzen.

„Aus Furcht, diese Verbindung möchte unsere Freundschaft trennen," antwortete die Mutter mit tröstendem Tone. „Jetzt ist es mir klar. Darum drang ihre Mutter lebhafter als je in mich, um mich von Ausnahmen zu überzeugen. O, das Schicksal hat es so gewollt. Schuldlos sind unsre Theuren!"

„Gott sey Dank!" rief Sophie, sich aufrichtend, und ging dann in ihr Schlafzimmer.

Nach einer Stunde kam sie zurück, völlig angekleidet. „Fort von hier auf's Land muß ich, Mutter! dort wird mir wohl werden. Ich will zu meinem Vormund, um ihn zu bitten; er wird nicht hart seyn, und mir die Bitte gewähren."

„Deine Wünsche sind auch meine!" erwiederte die Mutter, mit einem Händedruck.

Der Vormund, der streng auf seine ihm übergebenen Pflichten hielt, war übrigens kein harter Mann, und Sophiens sanfte Bitten rührten ihn.

Er überließ ihr die Wahl, in welcher Gegend sie ihre und der Mutter Gesundheit durch den Genuß der Landluft wieder ganz herstellen wollte; doch bat er, es möchte nicht zu weit seyn, damit er, setzte er gütig hinzu, sich eher von der guten Wirkung ihrer Kur überzeugen könne. Sophiens jetzt so weiches Gemüth stieß keine Theilnahme zurück.

Gleich nach ihrer Zurückkunft packten sie die nöthigsten Sachen zusammen und fuhren zu dem nächsten Thore hinaus. Der Zufall führte sie gut. Ein Dorf, etwas über zwei Stunden entfernt, lag seitwärts der Landstraße in der anmuthigsten Gegend, größtentheils durch einen waldigen Hügel versteckt. Madam Stein befahl dem Kutscher, vor dem einzelnen Wirthshause, das neben dem Chausseehause an der Straße lag, zu halten, mit hingeworfener Aeußerung, sie wollte hier einen Wagen von der nächsten Poststation abwarten, der bestellt sey, sie heute noch nach W***, der nächsten Stadt, zu bringen. Bei ihren Reisen vermeide sie gern das Aufsehen einer Postkutsche, und nähme immer einen Miethkutscher, der sie einige

Stunden weit brächte. Sie ließ ihn die Sachen abpacken, gab ihm den Lohn, als habe er sie einen ganzen Tag gefahren, und ließ ihn zurückkehren. Diese Maßregel sicherte sie vor jeder Entdeckung ihres Aufenthalts durch den Kutscher. Nachdem sie sich eines der kleinen oberen Stübchen hatte geben lassen, ihre Sachen in Sicherheit zu bringen, ging sie mit Sophien in das Dorf und erkundigte sich nach dem Prediger. Sie fand ein kinderloses, altes, würdiges Paar, dem sie ihren Wunsch äußerte, hier einige Monate zuzubringen, um ihre Gesundheit, ungestört von Stadtbesuchen, herzustellen. Sie bat daher um Verschweigung ihres Namens, und schlug vor, jeder Frage der Neugier dadurch auszuweichen, daß sie bei den Bauern als seine Verwandte genannt würden. Madam Stein wußte das alte Paar einzunehmen, und sie durch Briefe von der Wahrheit ihres Namens und ihrer Redlichkeit zu überzeugen. Beide boten willig ihre Hände zur Ausführung des Plans. Sie zeigten ihr eine geräumige Stube, die in den Garten führte, und zwei Kammern, die sie ihr überlassen konnten, da sie wenig

Raum bedurften. Ganz ungestört würden sie da leben können, meinten sie. Die Gesellschaft alter Leute würde nicht gesucht. Fremde kämen selten, da das Dorf seitwärts läge, und diese Raum in dem großen Wirthshause des Dorfs hätten. So wären sie immer allein.

Madam Stein nahm den Vorschlag an, zahlte gleich die Miethe auf drei Monate voraus, und ließ durch einen Knecht des Pfarrers ihre Sachen unter dem Vorwande holen, daß es Verwandte des Pfarrers gewesen, die hier abgestiegen wären, was der Knecht selbst glaubte. Dann richtete sie sich in ihrer neuen Wohnung ein, und fand sich bald in ihre neue Lage.

Mathilde kam gegen Abend, um ihre Sophie abzuholen. Gestern hatte Theobald Sophiens Nähe durch die Unterhaltung der beiden Freundinnen errathen, von denen einzelne Töne bis zu seinem offenen Fenster drangen. Der leiseste der ihm jetzt so bekannten Töne ihrer Stimme konnte ihm nicht entgehen. Nur durch Töne konnte er sich Sophien

nahen; er ergriff die Guitarre und ſang. Als Sophie endlich den Garten verließ, da konnte er ſich's nicht verſagen, die himmliſche Geſtalt auch zu ſchauen, und trat an's Fenſter, als eben ihr ſehnſuchtsvoller Blick an dieſem hing. Sein Auge begegnete dem ihrigen; es war ein Moment, aber ein ſolcher wiegt Jahre auf.

Auch Mathilde hatte beim Weggehen Theobalden geſehen, und entzückt über den Eindruck, der Sophien ſo ſichtbar bewegte, eilte ſie zu ihm hin bei ihrer Zurückkunft, und erzählte ihm jetzt in der heitern, begeiſterten Stunde, wie ſie ihn ſchon einmal belauſcht, und wie lebhaft überraſcht durch ſeinen Anblick Sophie ſie jetzt gefragt habe: „wohnt da der Dokter?“ — „Morgen will ich ihr ſagen, der Dokter iſt mein Bruder. Ich kann es nicht mehr ertragen, daß meine Sophie getäuſcht wird. Die Mutter hat auch ihre Freundin dazu geſtimmt; ihr Haß iſt nicht mehr ſo allgemein, und die Mutter will ihr vertrauen, daß Du ihr Sohn biſt.“

Theobald umarmte ſie freudig. Auch er fand das Verhältniß drückend, und eine ſchmeichelnde

Hoffnung nahte ſich ſeinem Herzen, die ihm bisher fremd war. „O, laß mich dabei ſeyn," bat er, „wenn Du Sophien ſagen wieſt, daß ich der Bruder ihrer Freundin bin. Warte, bis ich nach Hauſe zurückkomme, gehe nicht eher zu Sophien; ich muß erſt nach Malterdeck reiten. O, wie will ich mit dem Sturmwinde wetteifern."

Die Räthin theilte das Entzücken ihrer Kinder. Sophie ſollte es nachher ihrer Mutter erzählen, wie die Räthin veranlaßt worden ſey, den Doktor als einen Fremden zu behandeln.

Mathildens Ueberraſchung war grenzenlos, als ſie alle Zimmer verſchloſſen fand und von der Hausvirthin hörte, Madam Stein ſey abgereiſt mit ihrer Tochter, wohin, das wiſſe ſie nicht. Sie habe aber dies Zettelchen an ſie zurückgelaſſen. Auf dem Zettel ſtanden von Sophiens Hand die wenigen Worte:

„Lebe wohl, liebe, glückliche Mathilde! vergiß Deine Sophie nicht." —

Von der Hand ihrer Mutter darunter:

„Wir müſſen uns, geliebte Freundin, auf unbeſtimmte Zeit trennen, das Schickſal will es.

Bald hoffe ich Sie heiterer wieder zu ſehen. Schreiben Sie keinem Haſſe meinen Entſchluß zu, thun Sie es ja nicht! Sie würden ſich irren. Die Nothwendigkeit gebietet mir dieſen Schritt, nicht meine Willkühr. — Aber er entfernt meine Freundin nicht aus meinem Herzen, und ich werde ſie überall vermiſſen. Bewahren Sie mir Ihre Freundſchaft, als ein Kleinod für glücklichere Zeiten, und beklagen Sie das immer wechſelnde Geſchick Ihrer

Helene Stein.“

Mathilde las und las wieder; ſie wollte ihren Augen nicht trauen, aber die weitläufige Beſchreibung der redſeligen Wirthin, was die Madam mitgenommen, was ſie geſagt, wie ſie die Mamſell getröſtet habe, die kein ſterbens Wörtchen habe verbringen können — — zeigte ihr, daß ſie nicht träume.

Theobald harrte ihrer mit der geſpannteſten Erwartung. Ungeduldiger machte ihn die von der Mutter vor wenigen Minuten vermehrte Hoffnung. Sie hatte ihm ihre ganze Unterredung von geſtern

mitgetheilt, und versicherte, ihre Freundin sey ganz umgewandelt. „Immer bemerkte ich ein liebes, gutes Gemüth," setzte sie hinzu, „aber ihre Heftigkeit war abschreckend, wenn ich sonst auf diesen Gegenstand kam. Ihre Krankheit hatte diese gemildert, Dein Betragen sie gewiß oft der Ungerechtigkeit angeklagt; und so vorbereitet, konnte Alles, was ich sagte, und die Wahrheit jenes seltenen Beispiels Eingang in ihr bisher verschlossenes Herz finden."

Auf den Flügeln der Phantasie eilte Theobald dahin, die jetzt fesselles ihre Zaubergewalt übte. Er vergaß Alles um sich her und fühlte ein neues erhöhtes Daseyn. Die Zukunft stand wie ein geöffnetes Eden vor ihm, und die Gegenwart gab ihm eine Fülle der Begeisterung, die ihm die Brust wunderbar beengte. Er eilte in den Garten, über den der zum Sommer übergehende Frühling seine reichen Gaben ausgegossen hatte. Eine üppige Fülle von Rosen glühte aus den Myrthen seines Hügels, und den Duft des Geisblatts, Jasmins und der Reseda trug die erquickend werdende Abendluft ihm entgegen. Er warf sich in das

ſchwellende Gras des Hügels, und horchte dem fernen Abſchiedsliede der Frühlingsſängerin. „Mag dein Lied verſtummen mit dem entfliehenden Lenze! Ich will ihr ſingen unter den Roſen!! Neue Töne gab ein Gott mir in den Buſen. Schwindet immer, Blüthen! uns blühen himmliſche, unvergängliche! O Sophie, wenn Du mich liebteſt — wenn Du mein würdeſt! An Deiner Seite wären Grönlands Eisberge mir ein Paradies — an Deinem Herzen weilt ein ewiger Frühling!“

Mathilde ſtürzte jetzt in den Garten und rief: „Steins ſind fort! lies, Theobald!“ indem ſie den Zettel ihm hinreichte.

Wie von einem Blitz aus dem heiterſten Himmel getroffen, ſank Theobald zuſammen. Doch nach wenig Augenblicken raffte er ſich auf, fuhr mit der Hand über das verſtörte Geſicht, lächelte wehmüthig, mit einem Blick auf die Roſen, und ſagte: „es iſt gut!“ dann verließ er ſchnell den Garten.

Mathilde blickte ihm traurig nach, und ihre Thränen floſſen ſanft. Sie ehrte den Schmerz,

den sie ahnete, ohne ihn zu kennen, und dachte an ihre Sophie. „Wenn sie nur glücklich wäre, so wollte ich ihre Abwesenheit ertragen, ohne zu murren; aber gewiß ist sie es nicht, so wenig wie Theobald."

Verschlossenheit zeigte Theobalds ganzes Wesen seit jenem Moment, und er vermied es, von Allem, was Bezug auf die Entflohenen haben konnte, zu reden; er war untheilnehmend an Allem, was ihm sonst Freude gegeben hatte, vernachlässigte den Garten und hatte jenes Bild über seinem Schreibtische abgenommen und entfernt. Ganz seinen Berufsgeschäften hingegeben, schien er für nichts Anderes Sinn zu haben. Selbst die Musik reizte ihn nicht mehr, und wenn er, in seinen Trübsinn verloren, unwillkührlich einige Accorde griff, tönten schreiende Dissonanzen, die Mutter und Tochter erschütterten. Er schlug das Instrument dann mit Heftigkeit zu und verließ das Zimmer.

Die Mutter war sehr besorgt, und hatte sich alle Mühe gegeben, zu erfahren, wohin Madam Stein sich gewendet habe, um vielleicht durch irgend eine Nachricht Theobalds Stimmung zu verändern. Die Wirthin kannte den Kutscher. Die Räthin fragte diesen, erhielt aber die Nachricht, daß eine Postkutsche sie auf der Hälfte der Station abgeholt habe, um sie nach W*** zu bringen. „Doch merkte ich wohl," setzte er hinzu, „daß sie noch weiter wollten, denn die Madam fragte mich nach den Wegen von W*** ins B***sche, und nach den besten Gasthäusern u. dgl. m." Was konnte die Räthin jetzt noch thun? Den Namen des Vormunds wußte sie nicht, und wenn es auch möglich gewesen wäre, ihn zu erfahren, konnte es nicht dem Willen ihrer Freundin entgegen seyn, bei ihm nach ihr zu fragen. War er vielleicht noch nicht von ihrer Abreise benachrichtigt, und sie vermehrte ihre Sorge dadurch. Oft fielen ihr die Worte ihrer Freundin ein: „Nur wenn es Sophiens Ruhe nöthig machte, wenn sie einen Mann fliehen müßte, würde ich Sie verlassen." Wenn es jetzt so wäre, und ihr Theo-

bald dieſer Mann? Sie verlor ſich in Muthmaßungen, doch ohne Troſt für ihren Sohn zu finden.

In gleicher Stimmung mit Theobalden befand ſich Sophie, doch machte ihr Schmerz ſie milder, weicher, als je. Sie hatte Niemanden anzuklagen, und verlor ſo alles Bittere. Eine ſüße Schwermuth war über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, die ſie nur liebenswürdiger machte; und wer ſie ehemals ſchön fand, als ihre Wangen der friſcheſten Roſenblüthe glichen, der hätte ſie jetzt, mit ihrem blaſſen Angeſichte, unwiderſtehlich gefunden. Sie fühlte ſich nicht unglücklich, und wenn die Mutter ſeufzte, ſo ſagte ſie heiter: „Ich liebe meinen Schmerz — reicher iſt jetzt mein Leben in der Erinneruna und Wehmuth, als es in ſorgenloſer Gleichgültigkeit war. Wahrlich, Mutter, ich möchte nicht tauſchen mit jener Zeit, da ich lebte, wie die Pflanze.“

Der alte Prediger hatte ein treffliches Fortepiano, eine Seltenheit in dieſer Lage, das er von

einem Pflegesohn, der jetzt schon selbst Vater war, zum Andenken bekommen hatte, weil er die Musik vorzüglich liebte. Er kam Sophiens Wünschen zuvor, die er von dem ersten Augenblicke an besonders liebte, wegen ihres sanften, niedergeschlagenen Wesens, und bot es, als sie ihn fragte, ob sie wohl noch Musik lernen könne, ihr an. Sein sehr musikalischer Schulmeister gab ihr täglich zweimal Unterricht, und sie lernte mit solchem Fleiße, daß der Prediger darüber erstaunte.

Ihre Schwermuth entfernte sie nicht von den Menschen; diese waren ihr jetzt interessanter, als je, und ihr liebster Spaziergang ging durch das Dorf. Ein für sie neuer Gegenstand waren die Kinder, sie zogen sie unwiderstehlich an. Oft stund sie unter ihnen, theilte Weißbrot unter sie, ergötzte sich an ihrer Freude und sah ihren Spielen zu. Bald war sie ihnen bekannt und lieb. Sie kannte alle Armen, und besuchte die Kranken. Einmal sagte die Mutter: „Du giebst zu viel, Sophie! bedenke, daß wir nicht reich sind." — „Und niemals werden!" erwiederte Sophie, mit nieder-

geschlagenen Augen, bedeutend. „Ich will aber fleißig seyn, Mutter!"

Sie malte jetzt sehr eifrig in den Morgenstunden. Das Bild wurde trefflich: Jesus, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt. Ihre Mutter staunte über seine Vollendung. Ein neues, zartes Leben athmete aus ihren Gestalten. Vorher bildete sie nur, jetzt aber hatte ein Geisteshauch diese belebt, wie einst die ersten Menschengestalten. Ungern trennte sich die Mutter von diesem Bilde, aber Sophie bat: „Dann darf ich geben. Sechs Kindlein muß ich kleiden, wenn die kalte Zeit kommt, für die dem Schäflein seine Wolle wächst. Darum gelang das Werk meiner Hand. Und der alte Dreſcher soll eine warme Mütze haben," setzte sie hinzu; „die kranke Elsbeth ein Kamisol." Die Mutter küßte Sophien, und schickte das Bild fort.

Mehr noch, als ihre Tochter, empfand Madam Stein den Verlust ihrer Freundin. Sie hatte sich an ihre Unterhaltung gewöhnt, und war über die Jahre hinaus, wo jeder Gegenstand Interesse gewährt. Sonst liebte sie, aus einer Art Trotz,

die Einsamkeit; es war weniger der Reiz, den die Natur für sie hatte, als der Ueberdruß an menschlicher Gesellschaft, was sie ehemals an das Land fesselte. Aber die Räthin hatte das Eis ihres Herzens erweicht an ihrem warmen Busen. Ihre Pflege, ihre Sorge hatten sie wieder abhängig seyn gelehrt von lieben Menschen, und sie sehnte sich täglich zurück.

Auch Sophie sagte zuweilen in den Stunden der Dämmerung, sinnend und trübe ins Fenster gelehnt: „Was mag meine Mathilde jetzt machen? O, sie wird sehr glücklich seyn! — Vergessen wird sie mich nicht, die Gute.“ Sie schwieg dann lange — die Mutter hörte sie leise weinen. „Wie schön muß jetzt der Hügel seyn. O, könnte ich nur eine Minute jenen Tönen horchen!“ dachte sie, und ihre Thränen flossen stärker, sie verlor sich in bittersüße Träumereien.

So ging der Sommer vorüber, und mit dem Herbst mehrten sich die Sorgen der Mutter. Sophie wurde trüber, verschlossener, als dichte Nebel ringsum auf den Bergen sich lagerten, und wechselnd, wie die sonnigen Tage mit den trüben, war

ihre Stimmung. Bleicher wurde ihre Wange und matter ihr Auge. Die Zeit war bald vorüber, in der man Freude auf dem Lande ſucht. Die Mutter fürchtete, der Vormund möchte ihren längern Aufenthalt mißbilligen, und doch war es ihr unmöglich, Sophien an die Rückkehr zu mahnen. Dieſe fing endlich ſelbſt an von der Nothwendigkeit, ihrem Vormund zu ſchreiben, daß ſie noch zu bleiben wünſche. Sie hatte ihm eine ſchöne Weſte geſtickt, um ihre Bitte zu unterſtützen. Die Mutter ſah wohl, daß ſie beſtimmt ſey, zu bleiben, und ſprach mit ihrem Hauswirthe. Sie nahm den Vorwand des Muſik-Unterrichts, der ihm ſchmeichelhaft war, und richtete nun ihren kleinen Haushalt, ſo gut ſich's thun ließ, für den Winter ein. Sophiens Brief und Geſchenk gaben dem Vormund einen Beweis von ſchmeichelhafter Rückſicht auf ihn. Sie datirte aus W***, dorthin ſchickte der mit Geſchäften überhäufte Mann ihr Nadelgeld, und bat ſie, ſich den Winter die Zeit dort ſo angenehm als möglich zu vertreiben. Er hoffe bald von dorther etwas Neues zu erfahren, was mit den Wünſchen ihres ſeligen Vaters über-

einſtimme. Dieſes war eine bittere Zugabe für Sophiens Herz, aber gutmüthig und in der beſten Abſicht von dem Alten geäußert.

Es war nämlich in ihres Vaters Teſtamente beſtimmt, daß ſie nur verheirathet jemals Anſprüche auf ſeine Erbſchaft, womit, wie ſchon erwähnt, der größte Theil des Vermögens ihrer Mutter vereinigt war, machen könne. Der Vater, der ihre Mutter eben ſo haßte, wegen ihres Widerſtandes, mit ihm zu leben, oder ihm die Tochter zu übergeben, machte dieſe Bedingung, um ſie zu martern und ſich zu rächen. Niemand fand ſie ungerecht, da man die Mutter als Männerfeindin kannte und tadelte. Es ſchien, was es zum Theil auch zugleich war, die Sorge für der Tochter Glück, was ihn dieſe Klauſel beſtimmen ließ. Auch war dem Vormund aufgetragen, dafür zu ſorgen, daß Sophie nicht wie eine Nonne in der Einſamkeit begraben würde, ſondern Gelegenheit habe, ſich einen Gatten zu wählen. Wo möglich ſollte ſie an einem Orte mit ihm ſeyn, damit er an des Vaters Statt für ſie ſorgen könne. Dies hatte Madam Stein bei ihrer Erzählung verſchwiegen,

theils weil sie ohne heftigen Zorn nicht davon reden konnte, theils aber, weil sie den Vorstellungen ihrer Freundin, wegen Sophiens dadurch bestimmtem Schicksale, ausweichen wollte. Diese hatte sie immer frei und fest versichert, sich nie, unter keiner Bedingung, zu verheirathen, und das Geschlecht, doppelt empört durch den Zwang, der ihr auferlegt wurde, nur erbitterter gehaßt. Sophie betrachtete das Vermögen ihres Vaters nicht als das ihrige. Beide lebten einfach von dem sie anständig erhaltenden Vermögen der Mutter, das sie durch die Ausbeute der Kunst noch vergrößert hatten. Die kostbaren Produkte des Luxus in ihrer Wohnung waren von dem Nachlasse des Vaters dazu bestimmt, um der Tochter den Reichthum reizend darzustellen, und er wußte darin sehr fein der Mutter entgegen zu sern, ohne daß sie es ahnete, warum eben diese Einrichtung so kostbar sey. Sophien war ein ansehnliches Nadelgeld von den Interessen bis zu ihrer Volljährigkeit ausgesetzt, das aber, wenn sie dann noch nicht verheirathet seyn würde, wegfiel. Sophie wandte es zu Wohlthaten an.

Die rauhere Jahrszeit gab ihr viel zu thun. Sie nähete faſt den ganzen Tag für die halb nackten Kinder der Armen. Außerdem nahmen ihre Beſuche bei den Kränklichen zu, die in dieſer Zeit alle mehr litten, und der Erquickung ihrer Worte und Stärkungen um ſo mehr bedurften. Eine Wöchnerin, die durch den zu frühen Ausgang dem Tode nahe gebracht wurde, beſchäftigte ſie jetzt ſehr. Der Mann wußte nicht, wie er die fünf kleinen Kinder befriedigen ſollte, er ſelbſt hatte noch Feldarbeit, und das neugeborene lag hülflos da. Sophie brachte der in der ſchrecklichen Hitze Liegenden erquickenden Trank, von ihrer Hand bereitet, und rettete das Kind, dem man die ſchädliche Milch der Mutter reichen wollte. Sie flößte ihm mit der größten Sorgfalt beſſere Nahrung ein, und betrachtete das arme, zarte Geſchöpf, das ſo hülflos in ihren Armen lag, und nur von der Hand der Liebe die Verlängerung ſeines Daſeyns erwarten konnte, mit einer tiefen Rührung. Nie hatte ein zartes Kind an ihrem Buſen geruht, und wunderbare, namenloſe Gefühle bewegten ihn mächtig, wie die Stimme der Natur. Sie küßte die zart-

röthliche Stirn des Kindes und dachte: „Nie wird deinem Herzen eine solche Knospe entblühen — diese namenlose Wonne ist für dich nicht in der Natur, die sie allen Wesen bietet!“ Sie fühlte sich tief erschüttert, und hatte jetzt, den Säugling schmerzlich an ihr Herz gedrückt, keinen Sinn für die andern ihr schon bekannten Geschwister, die vertraulich an ihren Knieen hingen.

In dem Moment öffnete sich die Thür und Theobald trat herein. Er blieb, sie erkennend, vor ihr wie gelähmt stehen. Ein heftiges Zittern überfiel sie, die Sinne vergingen ihr und sie sank, das Kind fest an die Brust gedrückt, seitwärts. Theobald umschlang sie in dem Moment mit einer Heftigkeit, wie man ein wiedergefundenes Kleinod, das man zu verlieren fürchtet, ergreift. Ein süßer Schauer durchbebte ihn, als er sie so, an den Busen gedrückt, umfaßt hielt, mit dem zarten Kinde in ihren Armen. Alles schwand vor seinen Blicken, außer sie und die Rosenknospe, die an der Verblühenden hing. Das waren die unverwelklichen, ewigen, von denen er an seinem Hügel einst träumte. Jetzt kam Sophie zu sich selbst,

und er wurde durch die Wirklichkeit so schnell aus dem Himmel der Begeisterung gestoßen, daß er, außer Fassung, sich ängstlich zusammennehmend und irgend ein gleichgültiges Bild der Vergangenheit suchend, um an dieses anzuknüpfen, ohne zu denken, endlich die Worte abgebrochen herausbrachte: „Meine Schwester Mathilde" — „Mathilde wäre Ihre Schwester?" rief die Erwachende in einem Tone, mit welchem der mit Todesangst ringende arme Sünder das Wort: Gnade! wiederholt. Ein Lichtstrahl fuhr durch seine Seele — Beiden war das Räthsel gelöst, und in einem Blicke waren ihre Herzen vereinigt!

„Herr Dokter," trat jetzt der Bauer vor, mit gezogener Mütze, „wolt's i't ungittig nähmen, he irrt sich, da litt's in dem Bedde." Sein Beruf, den Leidenden zu helfen, drängte sich schnell vor die Zauberwelt voll neuer Erscheinungen. Sophie, die den heiligen Beruf eben so treu in ihrem Innern trug, empfand die hohe Freude, den über Alles Geliebten wieder als einen guten helfenden Engel erscheinen zu sehen. Sie trat mit ihm zum Bette, und konnte deutlicher die Um-

ſtände, die dieſe Krankheit veranlaßten, erzählen, als die gänzlich Unwiſſenden.

„Sie haben herrlich durch Ihre Sorgfalt zu dem vorbereitet, was ich thun kann. Jetzt hoffe ich mit Gott zu helfen!“ ſprach Theobald in tiefer Bewegung. „Ich trete ja in die Fußtapfen eines Engels, und es wird mir nicht fehlen.“

„O jetzt, da Sie da ſind, hoffe ich Alles für die Kranke!“ erwiederte ſie in freudiger Begeiſterung.

Theobald verſchrieb mehrere Recepte, und was mehr noch war, er beſchrieb ſehr deutlich die Behandlung und empfahl der jetzt herbeigerufenen Hebamme die genaueſte Aufſicht auf die Wöchnerin und ihr Kind, indem er ihr zugleich einen Beweggrund in die Hand drückte.

„Können Sie mich jetzt zu meiner Mutter begleiten?“ fragte Sophie.

„Wenn meine Erſcheinung ſie nicht unangenehm überraſcht?“

„O gewiß nicht! Sie wird ſich freuen, ihren Retter wiederzuſehen,“ ſagte Sophie, und ſchlang ihren Arm ſo traulich in ſeinen dargebotenen, wie

in jenen Zeiten; er war jetzt wieder derselbe. „Wie oft hat meine Mutter von der Ihrigen geredet, sich wieder zu ihr hingesehnt.“

„Nichts kann ihr und Mathilden Ihre Abwesenheit vergessen machen. O Sophie, was habe ich gelitten!! Die Sonne meines Lebens war untergegangen, und Alles erschien mir trübe und traurig! Wird sie wiederkehren?“ — Der unbeschreibliche Ton der höchsten Zärtlichkeit, mit der er diese Worte fragte, und Sophiens Hand sanft und innig an sein Herz drückte, durchbebte sie. Er fühlte ihr leises Zittern. Die lange verschlossene Empfindung, die der Schmerz in die heftigste Leidenschaft gehüllt hatte, brach jetzt mit Allgewalt aus dem bewegten Herzen. Er umfaßte sie und rief bebend: „Lieber todt seyn, als ohne Sophien leben! Entscheiden Sie jetzt darüber — soll ich Sophien immer sehen, oder will sie mich jetzt zum letzten Male gesehen haben? Tod oder Leben?“

„Leben!“ flüsterte sie aus der schmerzlich erschütterten Fülle der Empfindung, und sank erschöpft und bewußtlos an seine Brust. Er trug die Ohnmächtige in seinen Armen in die nahe Wein-

laube, die neben dieſem entfernten Ausgange des Gartens ſtand, den ſie durchgingen, um in das Haus zu kommen. Unter ſeinen Küſſen ſchlug ſie die Augen auf, und gab ſich der reinen Seligkeit hin, in der das neue Leben ihr aufblühte.

„Nein, nie will ich die Roſenzeit feiern; die Zeit, wo die ſchwellende Traube reift, iſt ſchöner,“ flüſterte der in hoher Begeiſterung Trunkene. „Mag doch der rauhe Nord die falben Blätter der Laube entreißen, uns umgiebt der warme Hauch der Liebe, und das ſüße Vertrauen weiht die trübe Dämmerung zum heiterſten Tage.“

Er hatte die Ohnmächtige ſorglich in ſeinen Mantel gehüllt, und fragte nun, ſie ängſtlich vor jedem Lüftchen ſichernd, ob ihr wohl ſey? Sie ſchmiegte ſich kindlich an ſeine Bruſt und verſicherte: „Immer war mir ſo wohl bei Ihnen, nur als der Arzt fern war, fehlte mir ſo Vieles!“ Küſſe verſchloſſen ihren Mund. Erſt jetzt bemerkte Sophie Theobalds Sorge, und fürchtete den Nordwind, der Theobalds Locken der glühenden Stirn und den Wangen entriß, und an dem Leichtgekleideten ſeine Wuth übte, ohne daß er es empfand.

„Sie haben Sich vergessen, um mich zu schützen,“ sagte sie mit dem unnachahmlichen Reize, den die glückliche Liebe der Weiblichkeit verleiht und ihr die schöne Sorge für den Geliebten giebt für ein ganzes Leben. Sie breitete den Mantel auseinander und hüllte ihn auch um seine Schultern. Er sträubte sich dagegen, um ihr nichts zu entziehen, aber sie fragte, ob er ihre Sorge verschmähe und nicht gern, von ihrem Arme gehalten, wandeln wolle? „Durch mein ganzes Leben!!“ rief er, sie umschlingend; und so gingen sie, wie ein paar glückliche Kinder, eines an das andere angeschmiegt.

„Hier bringe ich Mathildens Bruder, den Sohn Deiner Freundin, Mutter,“ sprach Sophie, erröthend in das Zimmer eintretend, zu der Erstaunten, die keine Worte finden konnte, ihre Ueberraschung auszudrücken. Sophie warf sich an den Busen der Mutter und sagte mit verschämter Jungfräulichkeit: „O, ich liebe ihn über Alles, und werde von ihm geliebt. Ich habe ihn wiedergefunden als helfenden Engel am Krankenbette, und kann ihn nun nimmer, nimmer lassen.“

„O Mutter, nehmen Sie mich zu Ihrem Sohne

an!!" rief er, ihre Hand mit Küſſen bedeckend, mit dem ganzen Ausdruck ſeiner Liebe.

Sie umarmte ihn ſchweigend und ſehr erſchüttert. Erſt nach einigen Minuten konnte ſie ihre Empfindungen in Worte kleiden. „Laſſen Sie Sophien nie Reue darüber empfinden, ihren Haß in Liebe verwandelt zu haben! Dies ſey mein Segen. Werde ſo glücklich, meine Sophie, wie Deine Mutter unglücklich war — dann wird der Abend meines Lebens mir den ſchwülen Tag vergeſſen machen."

Indeß Sophie mit ſchneller Eile, die den unausſprechlichen Reiz, den die glückliche Liebe über ihr Weſen ausgegoſſen hatte, noch erhöhte, Alles herbeiholte, um den Thee zu bereiten, erzählte Theobald ihrer Mutter, wie ſeine Mutter veranlaßt worden ſey, ihn als Fremden in dem Hauſe ihrer Freundin zu behandeln; ſo wie ſeinen Schmerz in der gänzlichen Hoffnungsloſigkeit. Seine verfallene Geſtalt beſtätigte, was er ſagte, und als endlich Sophie näher trat und in der Beleuchtung Theobalds blaſſe, eingefallene Wange ſah, erſchrak ſie ſo, daß die Taſſe in der dargebotenen Hand wankte.

Er faßte dieſe ſchnell, und umſchlang mit der andern die ſchlanke Geſtalt.

„Was bewegt meine Sophie ſo?“ fragte er zärtlich.

„O lieber Doktor,“ erwiederte ſie beſorgt, „Sie haben Andern geholfen, aber Sie ſehen ſelbſt krank aus. Wie blaß ſind Sie in der Zeit geworden!“

„Mein Arzt war ja fern und dachte nicht daran, daß ich ſeiner bedürfe; konnte es anders ſeyn, als daß ich ganz dahinwelkte, rettungslos ſchmachtete? Doch Alles, was Ihre Hand mir bietet, iſt die wirkſamſte Arzenei!“ erwiederte er, und ſchlürfte den dampfenden Rumthee mit ſolcher Begierde, als habe ihn Hygea bereitet.

„Blicken Sie Sophien an, iſt es wohl anders mit ihr? Jeden Morgen erſchrak ich bei ihrem Anblicke. Weſſen Wangen bläſſer ſind, iſt noch die Frage. Es iſt noch eben Zeit, um geneſen zu können.“

„Wenn Ihnen nur die Kälte nach der Erhitzung des Reitens nicht geſchadet hat!“ ſprach Sophie mit zärtlicher Unruhe. „Es war unrecht, daß Sie mir den Mantel gaben.“

„O, möchte ich doch hier recht krank werden, dann würde Sophiens Hand mich pflegen!“ rief er lebhaft.

„Wie weh thun Sie mir mit dem Wunsche, indeß ich so unruhig bin wegen der Möglichkeit. Wirklich, meine Mutter, der Doktor ist auch einer der Männer!“ klagte sie, mit niedergesenktem Köpfchen.

„Der glücklichste, der lebt, Sophie!“ — er hielt sie umschlungen.

„Ein böser Egoist!“ flüsterte sie, ihn fest an ihren Busen drückend.

„Der nur in Dir lebt!!“

Sie standen am Fenster, und Sophien fiel bei dem rauhen Winde, der laut um die Giebel der Häuser heulte, die Rückreise ein. „Sie reisen doch nicht zurück in der kalten Nacht?“

„Von Sophiens Küssen erwärmt, schadet mir der Sturmwind nicht!“

„O, Sie dürfen nicht! Bin ich nicht Ihr Arzt, wird von diesem Ihre Gesundheit nicht gefordert? So sprachen Sie einst in jener schrecklich schönen Zeit, und schützten so mein Leben. Liebe Mutter,“

trat sie jetzt zu dieser, „der Dokter muß hier bleiben; die Nacht ist so stürmisch.“

„Und wir begleiten ihn dann morgen zurück,“ erwiederte ihr diese mit zärtlicher Neckerei.

„O theure Mutter!“ rief Theobald, außer sich vor Entzücken, und umarmte sie stürmisch. „Ihre himmlische Güte bringt Sie meinem Herzen so nahe, wie die ist, die mir die Natur gab.“

Das ihr so fremd gewordene Gemälde glücklicher Liebe stand jetzt in allem seinen Zauber vor ihr, und ein milder Frühlingshauch schien nach dem langen Frost alle schönen, verwelkten Blüthen hervorzurufen. Die Seligkeit jener Zeit der jungen Liebe ergoß sich zum zweiten Male aus dem Herzen ihrer Tochter und gab allen Gegenständen einen neuen Reiz. Mit dem Glauben war die Hoffnung zurückgekehrt. Die Zukunft erschien in einem neuen Lichte — der trübe Nebel war entflohen, und im Sonnenglanze der Liebe entwickelte sich eine neue Jugend der freudigen Erwartung und der Lebenslust.

Sie bestellte jetzt durch einen reitenden Boten von der nächsten Station eine Postkutsche auf

morgen, und eilte dann, mit dem Prediger zu reden, der gern dem Hrn. Doktor für diese Nacht ein Zimmer einräumte, und dem es begreiflich war, daß Familienangelegenheiten ihre schnelle Abreise nöthig machten. Sie bestand darauf, daß er die Miethe für den kommenden Winter annahm, und versprach, daß sie ihn im Frühling öfters besuchen werde. Dann packte sie ein, indeß die Liebenden, ihre Abwesenheit kaum bemerkend, zusammen kos'ten, und nicht begreifen konnten, daß es schon so spät sey, als die Mutter zu Tische rief.

Nachdem Theobald nochmals die Wöchnerin besucht hatte, die er um Vieles besser fand (Sophie erschien bald nach ihm, um von den Kindern Abschied zu nehmen und alle zu beschenken), stiegen sie in den schon wartenden Wagen. Der fröhlich schmetternde Schall des Posthorns ergriff Sophien, und sie schauerte in freudiger Erwartung zusammen. Theobalds herrlicher Fuchs warf muthwillig den schönen Kopf und wieherte im Gefühl der Heimkehr. Sein stolzer Reiter hielt ihn auf,

um bei dem Wagen zu bleiben. Sophien machte es Freude und Angſt zugleich, wenn das wilde Pferd, der Kunſt den Sieg ſtreitig machend, doch immer gebändigt, der Stärkere nachgeben und bei dem Wagen bleiben mußte. Sie fühlte ſich ſo unendlich befriedigt, wenn ihr Auge in das im reinen Feuer der Sehnſucht glänzende Auge des Geliebten blickte; ſchöner gab der klare Spiegel das eigne Bild zurück.

Die Räthin und Mathilde, die, in ängſtlicher Sorge wegen Theobald, neben dem verſchmähten Frühſtück ſaßen, wurden reichlich entſchädigt dafür, als Theobald Sophien und ihre Mutter vor ihrer Thür aus dem Wagen hob. Die reinſte Freude vereinigte ſie jetzt zu einer Familie.

Das Glück, wie das Unglück, erſcheint ſelten ohne Gefolge. Kehrt das Unglück bei uns ein, ſo bereite man ſich darauf vor, ihm mit Muth zu begegnen, es kommt nicht allein — doch auch dem Glücke genügt nicht an einer Gabe; zu wem

es ſich eben wendet, den überſchüttet es mit ſeinen Geſchenken.

Eben ſaß Theobald neben Sophien auf dem Fußbänkchen, die Guitarre in ſeinem Arme, an ihren Schooß geſchmiegt, und ſang. Der Mond, der kaum aufgegangen war, ſchien freundlich durch das Fenſter und erhellte die trauliche Dämmerung des Zimmers. Sophiens Mutter horchte den ſchmelzenden Tönen und ſagte, wie ſie jetzt Sophiens Wunſch ſo natürlich fände, Muſik zu lernen. Wen Theobald nicht empfinden lehre durch die Töne ſeiner Bruſt, der müſſe kein Herz haben.

Das Blaſen eines Poſtillons unterbrach die ſeelenvollen Accorde. Es hielt ein Wagen vor dem Hauſe. Alle waren in Erwartung.

„Da iſt gewiß Jemand irre gefahren," ſprach Mathildens Mutter, und wollte nach der Thür, als dieſe ſchnell geöffnet wurde, und ein Fremder hereintrat und auf Theobald zueilte, der ſich in ſeine Arme warf.

„Erdlay!" —

„Harder!" —

Die Mutter und Mathilde erkannten in dem Ausrufe den Freund Theobalds.

„Du kommſt," rief dieſer, ſeinen Freund umſchlingend, „um Zeuge meines Glücks zu ſeyn. Dieſes iſt Sophie, jenes ihre Mutter. Hier meine Mutter, und dort meine Schweſter Mathilde. Der beſte Freund, Sophie! den mir der Himmel gab, der edelſte Menſch;" er faßte ſie in ſeine Arme und drückte die Hand des Freundes an ſeine Bruſt. „Mußte ſich meine Seligkeit durch Deine Gegenwart vollenden, daß mir gar kein Wunſch mehr übrig bleiben ſollte!" jauchzte er.

„Ohne Dich konnte ich nicht ausdauern in dem mir fremd gewordenen England. In Deutſchland erzogen, fand ich keinen Jugendfreund dort, und das große London hatte viel Gold, aber keine verwandte Seele für mich. Ich mußte fort, eh die Zeit zum Todtſchießen für London herankam. Ich bin nun wieder der Alte, da ich Dich wieder ſehe und ſo glücklich finde. — Nehmen Sie mich auch in den lieben Kreis mit auf, gute Mutter meines Theobalds! Viel Worte mache ich nicht, aber ehrlich gemeint iſt jedes!" Er ſetzte ſich zu

ihr, nahm die Guitarre, bat Theobalden zu ſpielen, und war wie zu Hauſe. Die Räthin bot ihm einige Zimmer an. Er hatte ſeinen Diener mit den Sachen in den beſten Gaſthof gewieſen, der ihm nachher den Namen ſagen würde. „Ich will Ihnen immer angenehm ſeyn, und darum nicht bei Ihnen wohnen," ſagte er. Man bemerkte ſeine einfach gute Art, und widerſprach ihm nicht.

Theobald ſang; und Erdlay ſagte, nachdem er geendet hatte: „Jetzt lebe ich wieder auf! Du biſt ein zweiter David, und wenn der böſe Geiſt auch ſo unbändig wäre, als der vom König Saul, ſo weißt Du ihn zu beruhigen. Und den guten Geiſt," ſetzte er weicher hinzu, „den erhebſt Du zu ſeinem Schöpfer. Alles Gute, was ich gethan habe, als ich mit Theobald war, haben ſeine Töne bewirkt."

Die Liebe iſt eine anſteckende Krankheit, die ſich gewöhnlich durch das Anſchauen mittheilt. Für ein freies Herz iſt nichts gefährlicher, als das Glück der Liebe in der Nähe zu beobachten. Die

Sehnſucht bemächtigt ſich ſeiner, und nach dieſem gefährlichen Symptome iſt die Krankheit unvermeidlich. Erdlay brachte die meiſte Zeit in Harders Hauſe zu. Sophie war täglich dort, gewöhnlich Abends, wenn Theobald von ſeinen Kranken zurückkam. Der Erſchöpfte erholte ſich dann nur in ihren Armen. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen, daß ſie für die Andern ſo gut als nicht da waren. Die Mutter war eine treffliche Köchin, und ſeit Erdlay faſt jeden Abend bei ihr aß, noch aufmerkſamer auf ihre Küche. Da war es natürlich, daß Erdlay uno Mathilde nun nicht ſtumm bei einander ſaßen, zuſammen ſprachen, und ſo Manches aus Vergangenheit und Zukunft, um keine Langeweile empfinden zu laſſen — ſo manche bisher nicht ausgeſprochene Idee im täglich wachſenden Vertrauen austauſchten, die die Gemüther näher brachte. Um das flüſternde Pärchen nicht zu ſtören, ſprach man leiſe, und um ſich verſtehen zu können, neigte man ſich zu einander, ſo daß nur die kleinſte Bewegung dazu gehörte, um Beider Lippen zu einem Kuſſe zu vereinen; doch daran dachte man gar nicht.

Ging Mathilde mit Sophien in das Theater, welches sie jetzt sehr häufig besuchte, so kam auch Theobald und Erdlay; und er war es, auf den sie das schöne Auge voll Begeisterung heftete, wenn eine vorzüglich schöne Stelle sie entzückte. Mit ihrer Sophie konnte sie nicht theilen, diese war ja nur für Theobalden da. Ihr Blick fand eine so gleichtönende Harmonie in Erdlay's grossem strahlenden Auge, daß sie bald unwillkührlich zu ihm sich wandte. An seinem Arme kehrte sie zurück; es war so natürlich, und schon zur Gewohnheit geworden. Wenn sie dann, von Kälte bebend, sich an seine Seite schmiegte, wärmten seine immer mit sanfter Gluth durchströmten Hände wechselnd ihre kleine, weiche Hand, die sonst nur die Weiße, jetzt aber auch die Kälte des Schnees hatte. Wenn sie dann kindlich scherzte über die immer warmen Hände, die so unverändert der starrenden Kälte der Luft trotzten; versicherte er eben so traulich, aber viel lebhafter, es wäre ja gar nicht kalt, ihm sei immer zu warm! Zur Bestätigung brachte er die Schneehand den glühenden Lippen nahe und drückte ei-

nen langen Kuß darauf, der nicht nur die kalte Hand wärmte, ſondern ſich auch dem Herzen mittheilte. Sie klagte nicht mehr über Froſt, und hörte durch einen ſchalkhaften Ausruf des Bruders, daß ſie Beide, vor dem Hauſe vorüber, die Straße hinauf gingen.

„Du ſchieneſt doch vorhin ſehr begierig nach dem warmen Zimmer," meinte der Wartende.

„Ich empfand die Kälte nicht mehr!" verſicherte ſie, „man gewöhnt ſich daran!"

„Das iſt auch wahr," erwiederte Theobald.

Die Verbindung der beiden Liebenden ſollte mit dem zurückkehrenden Frühling gefeiert werden. Die Zeit des Brautſtandes, meinte Theobalds Mutter, ſey immer die ſchönſte; und Sophie verſicherte, es könne keine ſchönere kommen, als die der Gegenwart.

„Du bleibſt doch auch noch, Eduard?" fragte Theobald.

„So lange Dein Geſang nicht verſtummt!" erwiederte jener ſcherzend.

Doch er ſchien jetzt den Geſang gar nicht zu vermiſſen, wenn Theobald wochenlang keinen Ton hören ließ. Er begleitete ſtundenlang Mathildens Stimme auf dem Fortepiano. Seit des Bruders Ankunft hatte ſie wieder Singſtunde genommen, und ſpielte zuweilen, da es ihr ſonſt Monate lang, ohne Aufmunterung, nicht eingefallen war. Erdlay's Leidenſchaft für die Muſik machte ſie aufmerkſamer, und bald wendete ſie die Frühſtunden bloß dazu an. Das Vorzügliche ihrer Stimme lag nicht in der Kunſt, ſondern im Ausdruck, und Erdlay, der ſonſt nur den erſten Sängern accompagnirte, ſpielte, gefeſſelt an das Inſtrument, ſtundenlang die kleinſten Lieder, und vergaß, daß Theobald ſchon vierzehn Tage verſprochen hatte, ihm zu ſingen. Der ſaß indeß bei Sophien und lehrte ſie Klavier und Geſang. Ihre erſtaunenswürdigen Fortſchritte galten zwar dieſer Lehrſtunde nicht, denn die nur wenige Schritte vom Klavier entfernte Mutter, die im Fenſter an der Staffelei ſaß, hörte ſehr ſelten nur unzuſammenhängende Accorde und ausgehobene Stellen von Theobald, doch die leiſen Worte der Liebe und Küſſe füllten

die langen Pausen. Aber das Entzücken dieser Stunde weihte die des Unterrichtes, den ihr ein alter Virtuose, mit dem gewöhnlichen Unmuthe der um Brot dienenden Kunst, ertheilte. In dem Schlendrian versunken, bemerkte er die ungewöhnliche Anstrengung nicht; und ohne jene Lehrstunde bei Theobald, würde sie nicht so bald alle Kenner in Erstaunen gesetzt haben.

Der Frühling nahte, und das Entzücken, mit dem Theobald Sophien den ersten halb entsproßten Zweig brachte, zeigte, daß er die kommende Zeit doch schöner ahne, als die entflohene; und die Sorgfalt, mit der Sophie jene Myrthen seines Gartens in ihrem Zimmer pflegte, und das zarte Reis, das er ihr brachte, in einem Glase mit Wasser, durch die Stubenwärme zum Aufblühen brachte, widersprach der Sehnsucht nicht, mit der jener dem Frühling entgegensah.

Mathilde besorgte den Garten. Theobalds Mußestunden, deren immer weniger wurden, wie er meinte, gehörten ausschließend Sophien, die

jetzt durch die mancherlei Arbeiten zu der künftigen Einrichtung mehr als je an ihr Haus gefesselt wurde, um sich, wie die Mutter sagte, zu ihrem neuen Stande vorzubereiten. Des Lieblings der Kindheit wurde jetzt nicht gedacht, Theobald beschäftigten zu viel neue Gegenstände.

Selten kam Sophie in das Harderſche Haus, weil die Mutter ihr rieth, das in den Stunden, wo Theobald da war, Versäumte nachzuholen. „Theobalds Mutter ist, bei ihrer gebildeten Anmuth und poetischen Ansicht, auch eine treffliche Hausfrau," sprach sie herzlich. „Sie hat Dich, die sie arm wähnt, so freudig als Tochter aufgenommen. Du mußt Dich doppelt bestreben, dem Ideal der Hausfrau nachzukommen, das bisher außer Deinem Gesichtskreise lag."

Erdlay war auf einmal zum Gärtner geworden. Er, der nie einen Spaten in der Hand gehabt hatte, wußte so gewandt damit umzugehen, daß ihm Mathilde immer eine Verbesserung der von dem ungeschickten Gärtner gegrabenen Blumenbeete auftrug, und wenn ihre weißen Hände dabei so geschäftig halfen, gerieth Alles gar treff-

lich. Mathilde war nie ſchöner, als durch die erhöhte Lebendigkeit ihrer ſonſt ſo ſanften Bewegungen. Ihr zartes, der weißen Roſe gleiches Antlitz färbte ſich durch die Bewegung in der freien Luft zu der glühenden Röthe, und die dem Strohhut entſchlüpften, von den Schläfen herabfallenden goldenen Locken vollendeten den unwiderſtehlichen Reiz. Nie hatte Erdlay ſich ſo befriedigt gefühlt, als bei der einfachen Beſchäftigung. In der belebenden Frühlingsſonne entwickelten ſich auch für ihn Blüthen des Lebens, die er bisher nicht geahnet hatte, ſelbſt in den Momenten, wo die Kunſt ihn begeiſterte. Der hohe Zauber der Natur wird von dem durch die Kunſt erweiterten Gemüthe allein wahr und rein aufgefaßt, wie nur das durch Kunſt bereitete Glas die eigene Geſtalt klar und verſchönert zurückgiebt. Wo die Harmonie der Gefühle nicht geſtört wurde durch einſeitige Anſichten und kalte, engherzige Verbildung, da bietet die Natur ihren Zauberreiz dem wunderbar erhebenden Sinne der Poeſie — der eine Fülle der Schönheit ſieht und ahnet, die für den rohen Zögling der Natur nicht

verhanden iſt. Er genießt in jedem Augenblicke mehr, als jener in einem ganzen beſchränkten Leben.

„Die Schneeglöckchen blühen wieder!“ rief Mathilde freudig, aus dem Garten kommend, Sophien zu, die, eben auch in das Zimmer eintretend, ihren Sommerhut abwarf, um das glühende Geſicht zu kühlen. Sie und Theobald kamen von einem Spaziergange zurück, da ſie den erſten warmen Tag nicht im Hauſe zubringen konnten.

„Beklagſt Du Dich nicht noch über Froſt?“ fragte Theobald ſchalkhaft.

„O, wie lange iſt es, daß ich das that!“

„Sonſt warſt Du doch immer kalt, wie Alpenſchnee. Wie oft neckten wir Dich damit, wenn Du lieber im warmen Zimmer ſaßeſt, wenn Andern außen ſchon zu warm wurde.“

„Ich wüßte auch keinen Frühling, der ſo mild und warm war, als dieſer,“ meinte ſie unbefangen, „ſelbſt der vorige nicht. Haſt Du die Schneeglöck-

chen vergessen, Sophie?" fragte sie nun jene wieder, die sie vorhin überhört hatte.

„Nein, Mathilde!" erwiederte sie in froher Hast. „O komm, komm, zeige sie mir!" Sie reichte Theobalden im Forteilen die Hand, und im Nu waren sie auf dem Hügel. Sophie neigte sich hin zu den Schneeglöckchen, wie damals, und erst diese, dann Theobalds Lippen küssend, erzählte sie ihm, der neben ihr saß, wie sie das erste Mal hier war, angezogen durch diese zarten Bilder des Frühlings, dann ergriffen durch das Erhabene seiner Töne.

Neben Mathilden saß Erdlay, nach seiner Freunde Erzählung horchend, und besah das Schneeglöckchen, das Mathilde sinnend in ihrer Hand hielt, so aufmerksam, als könne er in den zarten Blättern sein Schicksal lesen.

„Wie schön ist's hier!" rief Sophie, Theobalds Hand drückend, „so schön, wie damals."

Jetzt erst fiel Theobalds Blick auf die Umgebung. „Mathilde allein hat das Paradies auf's neue hervorgerufen."

„Noch fehlen Deine Myrthen!" erwiederte diese,

die durch den langen Kuß, der von Erdlay auf ihre Hand gedrückt wurde, die Worte des Bruders nur halb gehört hatte.

„Dort stehen Rosen dagegen bereit, jene müssen Mathildens Zimmer schmücken. Der Gärtner brachte diese eben, als Sie im Zimmer waren," sagte Erdlay, mit einer schönen Verschämtheit. „Sie warten nur, welche Stelle Mathilde ihnen anweisen wird."

Sie eilte zu den schönen, blühenden Rosen, die hinter dem sprossenden Grün in Töpfen standen. Ganz versteckt von den reichen Rosenblüthen stand ein Myrthenbäumchen, durch die Kunst zu einem M gebildet. Mathilde fühlte sich durch den bedeutenden Sinn ergriffen, und zum ersten Male scheute sie sich, Erdlay's Blicken zu begegnen. Sie verbarg ihre sichtbare Bewegung in eiliger Geschäftigkeit, und holte schnell den Spaten, um Oeffnungen zu machen für die Töpfe. Die in der Laube Rosenden bemerkten nichts davon, was eigentlich die Ursache ihrer hohen Röthe war. Theobald hatte seine Guitarre geholt, und sang mit hinreißender Begeisterung aus der Laube, die der

warme Sonnenſtraht erhellte. Erblay trug ihr die Roſen zu, und immer verlegener, ſo oft er wiederkehrte, den Myrthenbaum ankommen zu ſehen, flüſterte ſie, ſich zu den Blumen herabbeugend, um die Schamröthe zu verbergen: „Wir wollen ſie ſo pflanzen, wie ſie dort ſtanden," und wußte die Myrthe ſo wohl zu verſtecken, daß Niemand, außer ihr, ſie erblickte.

Von jetzt an wurde ſie zurückhaltender gegen Erblay, und fand in dem bisherigen Verhältniß eine zu große Vertraulichkeit, was ihr noch nie eingefallen war. Mit der Unbefangenheit ſchwand auch die natürliche Art, mit der ſie ihn behandelt hatte. Alles ſchien ſie in den Augen der Andern bloßzuſtellen, an die ſie vorher gar nicht dachte, und ihr Betragen wurde ſo abgemeſſen das Gegentheil, daß Erblay, erſtaunt und betrübt, ſich nicht darein finden konnte. Nach einigen Verſuchen, eine Erklärung ihres veränderten Betragens zu erhalten, denen ſie auswich, betrug er ſich eben ſo ſtill und zurückhaltend, ſie aus der Ferne beobachtend. Weniger als je konnten die Andern dies bemerken. Die Mütter hatten ſo viel zu überle-

gen, einzukaufen und zu plaudern, als ſey es die eigene Verbindung und Einrichtung, die ihre lebhafte Aufmerkſamkeit erforderte. Die Mutter genießt ja in der Erinnerung ihre Roſenzeit. Ihr iſt es überlaſſen, jetzt mit lebhaftem Bewußtſeyn die Schätze für die Zukunft zu wählen und zu ordnen; Das erhöhte Gefühl, mit der ſie jetzt die Lage der Tochter, als angehende Hausfrau, verſchönert und beſtimmt, läßt ſie das ehemals Verſäumte nachholen, und ſie ſammelt, wie jene die Roſen, ſo die treue, duftende Reſeda, die, neben der Roſe überſehen, jetzt, als die einzige, dem Herbſt gebliebene Blüthe, über Alles geſchätzt wird.

Der Tag erſchien, der ſchönſte des Frühlings. Man fuhr nach Rothberg, jenem Dorfe, wo Madam Stein den vorigen Sommer zubrachte. Theobald und Erdlay waren zu Pferde, und Sophie heute ängſtlicher noch für ihn beſorgt, als damals bei der Heimkehr. Er ritt ſo dicht am Wagen, und das Pferd war heute ſo wild, daß

ſie, wenn er ihr von dem ſich bäumenden ſtolzen Fuchs die Hand reichte, mit ihrer zitternden Hand wegwärts weiſend, ſie dem Entzückten doch ließ.

Auf den Angeſichtern der beiden Mütter ſah man den Feiertag ſo hell aufgegangen, den auch nicht ein Wölkchen trübte. Madam Stein hatte jetzt für Theobalden eine Zärtlichkeit, ein ſo gränzenloſes Vertrauen, das mit dem der Mutter wetteiferte. Aus ihrem von der Natur empfindungsreichen Gemüthe hatte die Gegenwart ſo ganz jene ſtörende Kälte, die das Schickſal hineinmiſchte, verwiſcht, daß ſie jetzt wieder, der Natur huldigend, zu den glücklichſten Frauen gehörte.

Nur Mathilde war in ein tiefes trübes Sinnen verloren, oft von einer unruhigen Theilnahme unterbrochen, die der Stimmung der holden Braut nahe kam. Erdlay ritt an ihrer Seite, untheilnehmender als je, und, in ſich verſchloſſen, war er gewöhnlich voraus, oder blieb weit zurück.

Als ſie vor des Predigers Hauſe hielten, hob Theobald die ſchöne Braut wie im Triumphe aus dem Wagen und trug ſie in das Haus.

„Wie konnteſt Du mich ſo ängſtigen," ſprach ſie klagend und ihm den Kuß verweigernd. „O denke, wenn Du jetzt da lägeſt, blutend, ſterbend — ich hätte es keine Minute überlebt. Mußteſt Du wohl, ſo nahe dem Glücke, mir die ſchreckliche Sorge machen?" Mit dem letzten Worte wurde auch der Verſöhnungskuß dem Glücklichen geboten. Doch bat ſie: „Willſt Du mir verſprechen, zurück langſam und, von dem Wagen entfernt, daneben zu reiten?"

„Du forderſt jetzt eine Marter von mir, Sophie; aber wie könnte ich der Freudengeberin nicht jede angeloben."

„Du erhellſt mir dadurch den ſchönſten Tag, Theobald," ſchmeichelte ſie.

Wie ein Pfeil flog jetzt Erdlay in den Hof; der ſchäumende, ſchnell gewandte Däne rannte an einen großen daliegenden Stein und ſtürzte — doch mit Kraft ſprang er wieder empor. Mathilde lag ohnmächtig in den Armen ihrer Mutter, die noch im Wagen ſaß. Erdlay faßte ſie in dem Moment in ſeine Arme und trug ſie in's nächſte Zimmer. Theobald und Sophie hatten nur den Sprung des

Pferdes, mit dem es sich wieder aufraffte, nicht den Sturz gesehen, und erschraken nur über Mathildens todtenähnlichen Zustand. Der alte Prediger war schon mit der Hausfrau ihnen entgegengeeilt, und beschäftigte sich jetzt mit der Bewußtlosen, die auf dem Sopha lag. Sie schlug bald, mit einem Seufzer, die Augen auf und zitterte heftig. Der alte Prediger, der ihr nicht verzeihen konnte, daß sie ihm die Freude des Willkommens geschmälert hatte, setzte die Schädlichkeit der zu großen Aengstlichkeit und Furcht auseinander, und meinte sehr vernünftig, aber in diesem Falle nicht anwendbar, man könne sich gegen den Eindruck des Unerwarteten abhärten, und so jeden Schrecken für die Gesundheit weniger nachtheilig machen. Mathildens Anspannung lös'te sich in Thränen auf. Erdlay war, so wie die Andern herbeitraten, verschwunden; diesem Vermissen gehörten die Thränen. Der Prediger deutete sie seinen Worten, und sein liebes, gutes Gemüth erschrak vor der Idee, ihr dadurch weh gethan zu haben. Er lenkte ein, verdoppelte seine Sorgfalt und schlug, um sie wieder zu zerstreuen, einen Spaziergang in den

Garten vor. Ein zärtlicher Kuß ihrer Mutter und eine Frage zeigten ihr, daß dieſe beſorgt war, und ſchnell gefaßt, konnte ſie jetzt ſogar lachend verſichern, es ſey ihr ganz wohl; doch, nach Art der Kinder, habe ſie der Schrecken zum Weinen gebracht.

„Gottlob, daß es ſo vorüberging! Erdlay klagt nichts. So kann uns dieſe Unterbrechung den ſchönen Tag nicht trüben, jetzt nur erhöhen," ſagte Madam Stein.

Eben wollten ſie in den Garten, als die Kinder des Dorfes, durch den Prediger von der Feier des Tages unterrichtet, ihrer Wohlthäterin Blumen brachten. Durch dieſen rührenden Auftritt wurde ſchnell die Spur jenes Vorfalls verwiſcht. Erdlay geſellte ſich zu den Uebrigen, und Mathilde, bange und verlegen durch die Furcht, ihre Theilnahme möchte die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich gezogen haben, ſuchte durch erzwungenen Muthwillen, fröhliche Ausgelaſſenheit, mit Gleichgültigkeit gemiſcht, die Ohnmacht vergeſſen zu machen. Sie machte ſich außerdem noch viel mit den Kindern zu ſchaffen, die unter dem großen Nußdache vor dem

Hauſe bewirthet wurden, und ſchien auf die Andern wenig zu achten.

Dann wurde die mit Blumen und Blüthen geſchmückte Braut zur Kirche geführt. Die Brautführerin Mathilde hatte von allem Blumenreichthum nur ein Vergißmeinnicht, um ein Myrthenreis gewunden, für ſich gewählt, und war auf dem Wege ernſt wehmüthig. Der Prediger ſegnete die Verlobten ein, und die Stunde, die dieſer folgte, wurde von den gerührten Herzen ſtill und in freudiger Bewegung gefeiert, wie im Gebet, mit leiſen Wünſchen zum Himmel gewandt.

Erſt als die geſchäftige Hausfrau zu Tiſche rief, bot der fröhliche Scherz der ernſteren Freude die Hand, und im frohen Genuß des Köſtlichſten, was die Jahrszeit bot, ſchwanden einige Stunden.

Mehrere Male hatte Sophie am Stuhle gerückt, und Theobald, nach dem Fenſter blickend, das Wetter gelobt.

„Die Leutchen ſind noch zu jung für den ernſten Stand," meinte der Alte, dem von allen Freuden nur die der Tafel geblieben war, die er nicht gern verkürzte. „Wenn man noch nicht ru-

big am Tiſche verweilen kann, iſt man für den Hausſtand noch nicht geſchickt."

Theobald blieb wieder. Sophie lächelte vor ſich nieder. Endlich zum dritten Male ſprang ſie muthwillig auf, lief hinter Theobalds Stuhl und zog ihn ſchäkernd mit den Worten fort: „Wenn es denn wahr iſt, daß wir künftig ſo gar ernſt und bedächtig den Tiſch hüten ſollen, ſo müſſen wir heute zum letzten Male die Freiheit genießen." Da flogen ſie hin; Mathilde folgte. Erdlay hatte ſich vorher ſchon unbemerkt entfernt.

„Dorthin, nach dem ſchönen, luftigen Wäldchen!" rief Sophie und ſtand athemlos ſtill, um die Gegend zu überſchauen, „dorthin wollen wir." Theobald holte jetzt die Schnelle ein, die das Ziel des nächſten Baumes beſtimmt und es zuerſt erreicht hatte. „Geht nur voraus, ihr Wilden!" ſprach Mathilde, als man das Wäldchen dicht vor ſich ſah, „ich bin müde und ſuche hier am Bache Vergißmeinnicht, um ſie, zum Andenken des Tages, zu trocknen." Willig gehorchten jene und gedachten der Schweſter nicht mehr.

Mathilde hoffte gefunden zu werden. Heim-

lich fragte sie beim Weggehen die Leute nach dem fremden Herrn, und die Antwort war, man habe ihn noch eben gesehen in der Gegend des Wohnhauses. Sie wollte, um von ihm nicht verfehlt zu werden, lieber in dem lichtern Gebüsche, als in dem undurchsichtigen Wäldchen seyn. Doch sie kam an dichtere, versteckte Plätzchen, und kehrte jetzt um, als durch die Wendung Erdlar, an einen alten Stamm gelehnt, sichtbar wurde. Er ruhte, über den Bach gebeugt, im Grase, das Gesicht mit dem Tuche bedeckt.

„Sie haben sich doch bei dem Falle nicht am Kopfe beschädigt?“ fragte sie mit ängstlich zärtlichem Tone, erschreckt durch die Idee, er könne sich durch den Fall geschadet haben.

„Nur das Herz, nicht der Kopf schmerzt mich!“ sagte er überrascht. „Mich wundert, Miß, wie Sie danach fragen können. Den zerschmetterten Kopf hätten Sie also wohl beklagt, doch nicht das Herz!!“ Er sprach in einer heftigen Bewegung, die dem Tone etwas Furchtbares gab.

Mathilde blieb erschüttert vor ihm stehen, und

dann plötzlich in Thränen ausbrechend, bot sie ihm schweigend die Hand.

„O Mädchen!“ sprach er mit dem sanften Ton der Liebe, „wie kannst Du mich schnell umwandeln. Ich sah Dich muthwillig spielen, und kein Blick zeigte mir Theilnahme, da ich doch nur als ein Nachhall von Dir lebe, und mich in brausende Wellen gestürzt hätte, um Dich in meinen Armen minutenlang zu tragen. Und Du fragtest nicht einmal nach mir, der Mathilden nur sah, nur daran dachte, daß er sie aus dem Wagen heben durfte, nicht wo der Weg zu ihr hingehe.“

„Ich nahm keinen Theil?“ fragte sie in dem schweren Tone des gedrückten, vollen Herzens. „Ach, mich hatte die Todesangst bewußtlos gemacht.“

„Wäre es möglich, Mathilde!“ jauchzte er. „Ach, es ist ein Traum! Warum waren Sie mir auf einmal so kalt, so stumm? O, ich war oft zum Tode betrübt, wollte oft Sie fragen, oft ohne Abschied reisen, aber ich konnte nicht — noch einen Blick, noch einen Ton mußte ich vernehmen. Doch jetzt schnell umgewandelt, wie wäre es möglich, Mathilde!“ Er schwieg, immer ernster werdend,

ließ den Kopf zurück in die Hand ſinken, ſchnell in das ſtürmiſche Meer der Zweifel zurückgeworfen. „Sie nahmen Theil, Mathilde, aber Sie lieben nicht! Sie verſtehen mich nicht, und ich muß fort! In der nächſten Minute ſind Sie wieder wie immer.“

„Grauſamer Zweifler!!“

„Nur eins kann mich überzeugen. Wollen Sie mir gleich jetzt, vor dem Angeſichte der Gottheit, Treue geloben, durch Prieſterhand geweiht, ohne daß es Jemand weiß, außer wir Glücklichen?“

„Ja, Erdlay!“ rief ſie, beide Hände ſchmerzlich froh ihm hinreichend.

Er ſprang auf und hielt ſie in ſeinen Armen. Jeder Schmerz war durch unendliches Entzücken verdrängt. Die durch den Zweifel wie vom Spätfroſt getroffene Knospe der Hoffnung brach als volle, glühende Blüthe hervor, und die Freude ſtand, als bisher ſeltne Winterſonne, jetzt in nie geſehenem Wunderglanze und erhob die himmliſche Blüthe.

Schon von weitem ſahen ſie den Greis allein auf der Terraſſe, über ſeine Blumen gebeugt. Der Zufall ſchien für Erdlay's Wunſch geſorgt zu ha-

ben. Sophiens Mutter hatte ſich niedergelegt, um durch Ruhe den Kopfſchmerz, den der frühere Schrecken veranlaßt hatte, zu vertreiben, und ihre Freundin blieb bei ihr. Dieſe ſuchte ſtille Einſamkeit am Schreibtiſche, um ihre Empfindungen in Worte zu kleiden. Die Poeſie bot ihr in begeiſterten Minuten ihre Gaben, und die Mutter wollte mit dieſer, die ihr ſo freiwillig geboten wurde, den Abend verſchönern. Die Hausfrau war geſchäftig, und der Greis allein — er ging zu ſeinen Blumen, die ihn manche Stunde vergeſſen ließen.

Erdlay trat zu ihm, und bat ihn mit allem Feuer der Leidenſchaft, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Er ſicherte ihn vor jeder Art Verantwortung, und das Anſehen, das ihm ſeine Verhältniſſe gaben, die gewiſſe Einwilligung der Mutter, ſo wie ſeine Unabhängigkeit, von der jener ſchon vorher durch Theobald zufällig überzeugt war, ſo wie eine beträchtliche Summe, für die Armen des Dorfs beſtimmt, gewannen endlich den über den ſonderbaren Wunſch des originellen Britten erſtaunten Greis. Bei der Frage: „Und Sie, meine Tochter, ſind das zufrieden?“ be-

harrte jene nur eifriger darauf, jene Probe zu vollenden.

In wenigen Minuten trat der Greis zu ihnen in die entlegene Laube, hinten am Eingange des Gartens, die Sophie und Theobald geweiht hatten. Er war in seinem Ornate und hielt das Buch in den Händen. Mathilde bebte unwillkührlich. „Noch ist es Zeit, Mathilde," sprach Erdlay ernst, „wenige Augenblicke fesseln für die Ewigkeit." Er sah sie durchdringend an. Der Prediger redete ihr zu, sich wohl zu bedenken vor dem wichtigen Schritte. Doch sie hatte schon Erdlay's Hand gefaßt, und hielt sie fest, ohne reden zu können. Dann endlich sagte sie: „Ich bitte um den Segen, der nur aus dieser Hand für mich hervorgehen kann;" kniete betend vor dem Greise, und empfing den Segen. Erdlay umarmte, außer sich vor Entzücken, den Greis, und sank dann vor Mathilden nieder, in stummes, dankendes Entzücken verloren.

Allmählig neigte sich die Sonne tiefer, es wurde schöner und stiller in der Natur, und inniger, ruhiger einstimmend der Mensch. Das Gedicht war vollendet; der Kopfschmerz vorüber. Die

Mütter ſuchten ihre Kinder auf, und fanden Sophien und Theobald vor einer Hüttenthür, von Kindern umgeben; es war jene der krank geweſenen Mutter. Jetzt zurückkehrend, ſprachen ſie von der Heimfahrt, und bemerkten in ihrer frohen Heiterkeit nicht die Stimmung der heimlich Neuvermählten, die feierlich ſtill war. Viel koſtete es Mathilden, ihre Empfindungen zu verbergen. Erdlay hatte ihr gedankt für die große Gabe. „Folge Deinem Herzen jetzt, Mathilde," ſprach er, „es gehört mehr zu Deinem Glücke, als Dein Bewußtſeyn und mein Entzücken — ich kann den Grad Deiner Liebe nicht verlangen, kaum wünſchen darf ich, daß Du mir heute allein gehörſt, ohne daß es Jemand weiß, als Gott. Nur dadurch kannſt Du mich überzeugen, daß Du mich über Alles liebſt und mir vertraueſt." Mathilde ſah in dem getrübten Blicke einen neuen Zweifel, ſie drückte ihm die Hand und ſchwieg. Nur in dem Augenblicke, wo die Mutter zu ihr trat, wurde ihr weh um's Herz, und ſie umarmte ſie inniger, als ſonſt, und verbarg eine Thräne. Erdlay, der mit dem Prediger lange geredet und mit ihm ſie zuerſt begrüßt hatte,

küßte ihr mit einer gerührten Ehrfurcht die Hand, die nur jener und Mathilde verſtanden.

Erdlay war von Kindheit an mißtrauiſch gegen Andre, weil er unter lauter Fremden erzogen wurde, die ihm nur, wenn ihr Eigennutz es forderte, die Liebe heuchelten, die ſein ſchönes Gemüth forderte, und ſich voll treuer Anhänglichkeit immer getäuſcht fand. So wurde er mißtrauiſch im höchſten Grade, ob ihn gleich ſein heiterer, offener Sinn vor der Verſchloſſenheit, die jene ſonſt begleitete, ſchützte. Mehr, als die Muſik, feſſelte ſpäter Theobalds tiefe, rein bewahrte Empfindung, ſeine offene Herzlichkeit und uneigennützige, freie Seele den Britten, und ließ ihn ſpäterhin die ihm fremd gewordenen Menſchen ſeines theuren Vaterlandes verlaſſen, um bei Jenem zu ſeyn. Theobald war zu befriedigt durch ſeine Wahl, es blühten ihm zu viel neue Freuden und Pflichten auf, als daß er dem Freunde noch ſo viel Zeit weihen konnte, als ehedem, wenn er ihn auch noch eben ſo warm liebte. Der trauliche Umgang mit Mathilden füllte die Leere, die er bisher oft empfunden hatte. Ein neues Leben ging ihm auf, das er

nie geahnet hatte, und dem er sich ganz hingab ohne Widerspruch. Nur durch Mathildens plötzliche Zurückgezogenheit und Kälte lernte er Wünsche kennen und dies Verhältniß verstehen. Das Mißtrauen erwachte stärker, als je; er fand tausend Widersprüche in sich, und wollte, als Mathilde seinen Erklärungen auswich, jeden Augenblick etwas Anderes. Jetzt bedurfte es schon Opfer von ihrer Seite, um ihn zu überzeugen, und er forderte das größte.

Als, nach einer glücklichen Ankunft, bei der Abendtafel der begeisterte Theobald die Gesundheit von Erdlay's künftiger Gattin trank, wandte sich Mathilde seitwärts, und hob das ihr entfallene Messer auf, um ihr Gesicht zu verbergen. Sein Freund stieß mit einem so lebendigen Entzücken an, daß die Perlen des Champagners weit umherspritzten. „So glücklich, als Theobald, werde ich seyn!" rief Erdlay, und umarmte diesen. Die Mütter lächelten einander an, und Sophie bat die Freundin, mit ihr ein Glas Champagner zu theilen, um die Gesundheit mitzutrinken; Beide tranken nie Wein. Theobald küßte Mathildens glühende Wange.

„Findeſt Du nicht, Erdlay, daß Mathilde viel ſchöner iſt durch das ſanfte Roth, das ihre ſonſt blaſſe Wange belebt?“

„Die innere Schönheit belebt jede dieſer Formen. Die Empfindung gießt dann noch den zarten Farbenreiz darüber, um das Meiſterſtück zu vollenden,“ erwiederte jener, ihre Hand gerührt an ſeine Lippen drückend. „Mathilde wird immer ſchön ſeyn, auch ohne blühende Form und Farbe — der innere Zauber, das hohe Leben, was jene belebt, bleibt ihr.“

Eben war Theobald beim Frühſtück durch die Nachricht überraſcht, daß Sophie eine reiche Erbin ſey, und er wandte ſich komiſch ernſt an die verkündende Mutter: „Dieſe Täuſchung hätte ich Ihnen nicht zugetraut! was ſollte ich nun mit einem Grundſatze über dieſen Punkt machen?“

„Willſt Du das Geld nicht, Theobald?“ ſprach Sophie, „ich habe nie darauf gerechnet, reich zu werden, und bin glücklich geworden.“

Er drückte ſie feſt an ſein Herz.

„Das iſt der höchſte Reichthum, der des Goldes nicht bedarf," erwiederte Theobalds Mutter.

„Ich will es euch aufbewahren. Wenn Sophie, wie in Rothberg, in der kalten Zeit für die nach Wärme Seufzenden mehr zu geben wünſcht, als ſie hat, wird ſie ſich des Geldes erinnern," ſagte Sophiens Mutter. „Und wenn ſie als Mutter theilt mit eignen und fremden Kindern," ſetzte ſie noch hinzu. Die Glücklichen hörten nicht.

„Können Sie vergeben, gute Mutter?" fragte der hereintretende Erdlay mit einer von hoher Rührung wankenden Stimme, und einem Antlitz, das, wie ein offenes Paradies, Jedem Freude bot, und bedeckte die Hände der Gefragten mit Küſſen.

„Ich glaube, Sie kennen mich!" erwiederte die Räthin, und blickte ihn erſtaunt an.

„Ja, Ihre ſanfte, himmliſche Güte hat mir gebürgt. Die Liebe hat mich, ohne Ihr Wiſſen, in ein Eden geführt, aus dem mich kein böſer Engel der Schuld vertreibt. Mathilde iſt ſeit geſtern meine Gattin. Die Verheimlichung war eine Probe, ich zweifelte an ihrer Liebe."

„Erdlay," rief Theobald, und warf ſich ſtürmiſch an ſeinen Hals, „mein Bruder! Gefährte meines Glücks!"

„Wollen Sie verzeihen die Täuſchung?" bat Erdlay, zur Mutter gewandt.

„Und Sie fragen noch?" rief die Zürnende, und ſchloß ihn in ihre Arme. Die Thür öffnete ſich, und Mathilde warf ſich an ihren Buſen.

„Sonderbarer Menſch," ſprach die Madam Stein, „der die Angſt rief, um die Freude zu erhöhen, und einen Engel in das Gewand der Sünderin hüllte."

„Gott, die Liebe und mein Bewußtſeyn, das war mir genug," erwiederte Mathilde, ſich an Erdlay anſchmiegend, indem ſie ihre ſchönen Thränen trocknete, „ſo ſchmerzlich mir die Täuſchung meiner Mutter war. Erdlay's Wunſch forderte keine Schuld, und ſo galt er mir höher als Alles. Nur jene hätte mich auf ewig von ihm getrennt."

„Wer das Vertrauen, das heilige, mißbrauchen, wer die Geliebte um die Selbſtachtung betrügen kann, iſt ein Seelenmörder, und ſollte verabſcheut werden als ein Schandfleck der Natur!"

ſprach Erblay heftig, und erhob beide Arme um das anſchmiegende Weib, eine feſte Schutzwehr gegen jedes Uebel.

„Sie ſind ein Mann, Erblay, aber Sie verſtehen es, ſelbſt die Eigenheiten dieſes Geſchlechts lieb zu machen," ſprach Madam Stein, und reichte ihm ſehr gerührt die Hand. „Ja, ich geſtehe es, nur das Weib iſt glücklich, das ſo geborgen dem Manne am Herzen ruht. Den heiligen Geſetzen der Natur mit geweihtem Gemüthe zu folgen, vollendet allein die Harmonie des Ganzen!"

Die Christbescherung.

Die Gesellschaft war versammelt. Ein schöner Kranz schlang sich um den Theetisch. In den Fenstern standen die Männer, in bunte Gruppen zerstreut; lebhafter noch, als sonst, war die Unterhaltung. Der heilige Christabend hatte Alle der kleinen geschlossenen Gesellschaft versammelt zu einer Bescherung.

Der leise auftretende W., mit der kindlichen, vollendeten, heiligen Freundlichkeit, stand neben dem kräftigen, festen R.; das verschiedenste Bild der Genialität gaben hie Beiden, sowohl im Innern als Aeußern, doch fanden sich Beide immer gern und zuerst. Der lebhafte J. sprudelte in den witzigsten Einfällen über, bei der schönen Hermine, die, eine der lieblichsten Blumen des Kranzes der Frauen, freundlich ihm horchte. Die geistvolle Kamilla saß neben der jungfräulich milden, zarten, jungen, blondgelockten Maria, wie die Südländerin neben der Deutschen. Reich an Geist, reich an Talent, reich an jedem Guten und Schönen, und jeder Begeisterung angehörend, warf das dunkele Auge Strahlen. Angeregt durch Freude und

lebhaftes Gespräch, zog ihr Sinn ein holdes Band der Liebe Aller um sich. Seltne Bedeutenheit, die jedes Bedeutende anerkennt, ohne sich darum übersehen zu wissen. Die freundlichen Schwestern S., angeschmiegt an das Ganze, nachgebend theilnehmend. Die lebendige Klorinda, viel beitragend zur Unterhaltung, jede Lücke füllend, immer froh, immer frisch, und nie verlegen. Ihre stille, sinnige Schwester, nur halb der Gegenwart gehörend, oft ihr entnommen, doch mit Liebe umfassend Alle, keins übersehend. Neben ihr die kleine, zarte Elena, in sich gebückt, wie das Maiblümchen, doch süßen Duft spendend. Der ritterliche St. gehörte gern dem lieblichen Kreise solcher Frauen. Eben belehrte die muntere, leichtfüßige Lisette den wackern, fröhlichen F., daß er jener Flügelthür nicht nahen dürfe, sie sey vom Christkindchen verschlossen, und nicht, wie sonst, nehme dies Zimmer Hüte und Mäntel in Empfang. Lebhaft ihn bedeutend, nahte sich ihm der geistreiche B., scharfsinnig, sicheren Blicks. Kraft und Gewandtheit — seltne Naturgaben, sicherten ihm bei der Rede seine Zuhörer. Wie ein Kenner jedes Instrument leicht und schnell ansprechen läßt, so berührte seine Unterhaltung jede Eigenthümlichkeit, und ließ sie sich entwickeln. Die Frauen waren ihm alle hold, er sicherte dem Augenblicke alle Reize, und verdrängte doch nicht die Freiheit. Mit F. kamen der freundliche H., der zierliche M. und Andere.

Die Männer traten nun zusammen um ein Tischchen — es sollten Loose gezogen werden, und ein Hut, mit den zusammengerollten Zettelchen gefüllt, stand auf demselben. Alles drängte sich dahin. Jedes Mitglied der Gesellschaft hatte eine Zierde für den Weihnachtsbaum mitgebracht und gleich beim Eintritt in die Hände des Einsammlers abgeliefert. Die Frauen schöne Arbeiten, von ihrer Hand verfertigt, Geldbörsen, Uhrbänder, Brieftaschen u. dgl. m. Die Männer dagegen Etuis, zierliche Arbeitskästchen und Körbchen, Bücher, Taschenbücher, Tassen u. dgl. Diese Gaben, die verhüllt eingehändigt waren, sollten dem Christbaum angehängt werden, nachdem ein jedes Stück eine Nummer bekommen hatte. Die Zettelchen, mit den Nummern der Geschenke, welche die Frauen gegeben, wurden nun von den Männern gezogen; die der Männer wurden eben so, in einem zierlichen Körbchen, bei den Frauen herumgereicht.

Alles wogte wie ein Bienenschwarm; Niemand saß nun, nach Austheilung der Zettelchen mehr, und in unruhiger Erwartung bewegte man sich in dem Gesellschaftszimmer und dem freundlichen, heitern Kabinet, wo der Thee geschenkt wurde. Um das Kaminfeuer her gedrängt stand der jüngere Theil der Gesellschaft, in muthwilligen, lustigen Neckereien. Bald hier, bald dort gesellten sich nun, nachdem alle Loose gezogen waren, die

Uebrigen dazu. Nun, da die Laune und das Interesse auf's höchste gestiegen waren, ertönte die Schelle des Christkindchens, und die Flügelthüren flogen auf. —

Glanz und Schimmer wogte herein in das eben jetzt spärlich erleuchtete Gesellschaftszimmer; schmelzende Melodien drangen, nicht sichtbar, nach, und köstlicher Duft umfing die Hereintretenden. Blendend und himmlisch war die Erscheinung — und Alle standen überrascht um den Christbaum. Ein Geschwirr von Lauten, von Worten, und ein Gedränge, wie frohe Kinder. Ein Besehen und Jauchzen, Fragen und Suchen lös'te den zu mächtigen ersten Eindruck des Ganzen ab.

Ein großer Tannenbaum, mit der Krone bis zur Decke reichend, stand in der Mitte des hohen, etwas gewölbten Zimmers. Aus den vier Ecken desselben hingen reiche, grüne, dick von Buchsbaum gebundene Gewinde zu dem Baume hin, an ihn in dessen Spitze befestigt; dies reiche grüne Gehänge war mit großen goldenen Nüssen umwunden, die, dicht angereiht, gleich einer dicken Perlenschnur, durch unzählbare Wachskerzchen darauf, glänzten. Hoch oben in des Baumes schöner Krone, an dessen Stamm gelehnt, hing, im einfachen Rahmen, ein herrlicher Christuskopf in wundervoller Beleuchtung, ein Werk der anwesenden hochgeehrten Künstlerin, als ihre Gabe. Ein großer, festgereihter Kranz von goldenen Aepfeln um-

fing höher die Spitze des Baumes; von ihnen strahlte, erleuchtet von Kerzen, ein lichter Glanz auf das Bild herab, wie durch eine Glorie beleuchtet. Schöne Früchte, goldene Schalen, Tassen, glänzende Zierden, bunt umwundene Tuten, schöne Arbeiten und zierliche Kleinigkeiten jeder Art schmückten den großen, weitästigen Baum. Kerzenglanz strömte er nach allen Seiten hin aus, die Augen blendend.

Rings in den Ecken standen Tischchen mit Erfrischungen und Süßigkeiten jeder Art. Den Baum immer auf's neue umkreisend, suchten endlich nun Alle einzeln das ihnen durch's Loos zugefallene Christgeschenk. Anschauen, suchen und finden war noch immer das angenehmste Geschäft Aller. Schöne, witzige und geistig wunderliche Einfälle flogen dabei auf, wie Raketen.

In dem Glanze stand der heitre, sinnige Künstler, der das Ganze angeordnet und ausgeführt hatte, mit dem stets zufriednen Lächeln — heute wie ein frommes, seliges Kind, neben dem Christbaume. Seine große, hohe Gestalt störte nicht den Eindruck der Kindlichkeit, und herrliche Einfalt sprach aus derselben. Was er auch that, genoß, ein Kind und ein Held waren vereint darin. Solche reine Kraft, die größte Seltenheit der Zeit, erschien wie in jenen fromm kindlichen Zeiten des Glaubens, der Liebe, der Kraft. Aus dem schönen Alter der Kunst und einer sich darin verkündenden Gemüth-

lichkeit, unerreicht von dem, was die Jetztzeit erſtrebt, zeigt in edler Einfalt des Künſtlers Erſcheinung das als unverloren, was deutſche Männer einſt waren. Liebe, Milde, Kraft, Glauben und Wahrheit reden alle Gebilde ſeiner Kunſt. Begeiſtert, erfüllt, raſtlos führt er ſie aus. Ein ſolcher Künſtler iſt immer ein großer Menſch, er kennt Höheres, Heiligeres noch, als ſeine Kunſt, und kann, ſich ſelbſt beſiegend, auch die Kunſt der Pflicht opfern. Nur der kleinere Künſtler, der ſelbſtſüchtigen Zeit angehörend, treibt Abgötterei, und liebt nur das Einzige, das ihn ſelbſt erhöht; doch die fromme Seele liebt und ſegnet vor Allem das Nächſte, und greift nach der höheren Krone der Pflichterfüllung.

Glücklicher, als Alle, erſchien dem frohen, kindlichen Gemüthe die Freude ringsum als ſeine Schöpfung, und im großen, glänzenden Auge ſpiegelte ſich die der Freunde. Alle liebten ihn, wie einen Bruder, auch die Frauen, gewohnt ſich ſeiner reinen Erſcheinung zu freuen, näherten ſich ihm, ihre Freude ausſprechend. Unbefangen zeigten ſie ihm immer, wie herzlich gut ſie ihm waren. Heute kam jede mit liebkoſenden Worten, dankend ſeiner Anordnung den herrlichen Genuß des Abends.

Jede Art von Freude ſollte heute ausgekoſtet werden. Die Muſik reizte die Tanzluſtigen in der Geſellſchaft, und im großen Geſellſchaftszimmer, in dem man vorher ſich verſammelt hatte, reihte

ſich nun Paar an Paar. Dann nahm man Erfriſchungen, und tanzte bis nach Mitternacht.

Als man das Haus verließ, ſtanden Alle geblendet von der herrlichen Chriſtnacht, die draußen in Millionen Sternen funkelte. Der Mond warf daneben ſeinen hellen Schein auf den Schnee, der gefallen war — die Welt erſchien im blendendſten Feierkleide, und ſtill und feſtlich ſchien Alles das heilige Feſt zu verkünden. Mehr noch, als die Andern, von dem Eindruck der Stille und Feier der blendenden Welt ergriffen, ſtand Maria am Arme ihres Führers, und ſchaute ſich um auf der freien Höhe, von der man die Berge wie große Geiſtererſcheinungen im Mondſcheine ſah, und auf der Seite in die ſtillen Straßen, über denen die Sterne funkelten. Sie dachte der tauſend und tauſend Kinderherzen darunter, die nun, nach der trunknen Freude der Chriſtbeſcherung, ſtill ſchliefen und ſelig träumten. Sie dachte der Millionen im Herrn Entſchlafenen, die in der ſtillen Kammer unter dem Schnee ruhen, bis einſt Chriſtus kommen und ſie rufen wird zum dreimal heilig! — Und das Leben und Alles ringsum ſchien ihr ſo kurz, ſo enge, ſo wunderbar, ach! ſo nichtig Alles, was die Menſchen reizt und anzieht. Der Schmerz jeder Trennung nahm die volle Seele in den beengenden, quälenden Druck, und goß jede Qual des Lebens neben ſeiner Freude in das Herz. Betäubt ſenkte das Haupt ſich leiſe an die Schulter des

trauten Führers, und als dieser, mit großer Bewegung fragend, in ihr betbräntes Auge sah, sprach sie nun, sich erholend, leise dem sie Errathenden sich aus.

Sie standen eben jetzt auf der höchsten Höhe des freien Platzes. Einzelne Töne säuselten herüber aus der nahen Kapelle durch die stille Nacht, wie Geisterlaute.

„Maria!“ sagte der Vertraute ihrer Seele, „heilige Jungfrau, die ich wahrhaft und heilig liebe, ich fühle Alles, wie Du selbst, was in Deiner Seele jetzt vergeht. O, laß uns diese heilige Nacht für die Ewigkeit vereinigt sehen, wir waren es lange. Ich fasse hier, vor dem Allwissenden, Deine Hand. O, laß uns durch's Leben so gehen, Zwei, doch nur in Einem. Gott hat uns einander gegeben, um Alles zu theilen in treuer Liebe, und ihn zu loben in Ewigkeit. Was auch vergeht und dahinschwindet, die Liebe in Gott, die zwei Seelen eint, wie die unsern, vergeht nie, so wie sein Wort nie vergeht, das er in unsere Herzen schrieb.“

„Amen!“ sprach Maria leise, seine Hand mit beiden Händen an ihr Herz drückend.